



:ZAHLEN



Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen SchriftstellerInnenverbandes

Literarisches Österreich
Sonderheft
:ZAHLEN 2020
75 Jahre Österreichischer Schriftsteller/innenverband
Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

:Zahlen

Der 2. Weltkrieg war für Österreich am 5. April 1945 beendet, die provisorische Regierung unter Karl Renner seit dem 27. April im Amt, als wenige Wochen später, am 11. Juni des gleichen Jahres, von einem Proponentenkomitee unter Vorsitz von Oskar Maurus Fontana die Gründung des *Verbandes demokratischer Schriftsteller und Journalisten* in die Wege geleitet wurde. Die eigentliche Gründung erfolgte im Wiener Rathaus am 17. September, zwei Wochen nachdem Ende des Krieges zwischen Japan und den USA. Damit war der Verband die erste Schriftstellervereinigung der 2. Republik, Vorsitzender war der Germanist und Altphilologe Edwin Rollett. Viktor Matejka, Kulturstadtrat der ersten Wiener Stadtregierung, war von unschätzbarem Wert, diesen Verband zu ermöglichen. Die Umbenennung in *Österreichischer Schriftstellerverband* erfolgte 1954. Die neue Schreibweise, wie wir sie heute verwenden, verdankt sich Sidonia Gall, die den Verein von 2009 bis 2017 leitete.

Dies zur Erinnerung.

Der Name des Verbandes war damals durchaus politisches Programm. Nach der NS-Diktatur, den unglücklichen Gehversuchen der 1. Republik in eine demokratische Ordnung hinein, war Demokratie neu zu lernen.

Für so manche Schriftstellerinnen und Schriftsteller bedeutete die Gründung des Vereins die erste Chance, aus der inneren Emigration an die Öffentlichkeit zurückzukehren. Für den Verband ging es in erster Linie darum, Papier für die wieder und neu Schreibenden zu beschaffen. Jeannie Eber partizipierte an den Papier-Beschaffungsaktionen. Wohnungslos, klein, wie sie war, übernachtete sie in einer Badewanne bei Freunden im 2. Bezirk. Im Café Raimund wartete ihre Schreibmaschine auf sie, mit Abschreibarbeiten versuchte sie ihren Lebensunterhalt irgendwie zu verdienen. Hans Weigel hielt seinen Stammtisch ab, um

junge Autoren zu beraten und Publikationsmöglichkeiten zu suchen. Er stellte Verbindung zu Verlagen her, zu Zeitungen, der *Kurier* war eine Möglichkeit, eine weitere *Die Presse*. Erika Mitterer, die Oskar Maurus Fontana eines neuen Schriftstellerverbandes wegen bereits im Juni 1945 kontaktiert hatte, nahm Kontakt zu emigrierten Schriftstellern auf. So wurden in der Folge unter anderem Heimito von Doderer, Johannes Urzidil, Ingeborg Bachmann und Friedrich Torberg zu Mitgliedern.

Auch dies zur Erinnerung: Noch war der Schutt zerbombter Häuser nicht weggeräumt, noch gab es zu wenig Wohnraum, zu wenig Nahrung, noch gab es vieles nicht und von dem, was da war, zu wenig, als der neue Schriftsteller- und Journalistenverein gegründet wurde. Die Frage wozu Literatur sei – außer zur Unterhaltung – oder was sie vermöge, war zu dieser Zeit keine Frage. Man wußte es: „Ein Dienst an der Wahrheit und ein Dienst an der Freiheit“ (Albert Camus) – zwei große Begriffe.

Dieser unser Verein ist nun 75 Jahre alt und die Zahl, erstaunlich und ehrwürdig, hat das Redaktionskomitee veranlaßt, *Zahlen* zum Thema zu wählen. Vieles hat sich verändert, im Verein, in der Welt. Die Welt von damals unterscheidet sich von der Welt heute in vielerlei Hinsicht – nur die Kriege sind geblieben. Zwischen 1945 und 2020 haben sich „Quantensprünge“ ereignet: wissenschaftlich, lebensweltlich, gesellschaftlich, politisch. Zahlen als Angabe wie hoch, wie weit, wieviel – viel zu oft – scheinen uns mehr und mehr zu beherrschen. Auch: Was sich nicht in Zahlen erklären läßt, existiert nicht. – Oder doch? Kunst, Literatur lassen sich nicht in Zahlen erklären, sie gehören einer anderen Ebene an.

Das Thema hat Erinnerungen wachgerufen, Erinnerungen an besondere Augenblicke, hat Beiträge zu jenen Zahlen gebracht, die unser Leben strukturieren, wie es Festtage sind oder die Matura. Und – es war zu erwarten – auch Corona ist in den Beiträgen anwesend. Die Zahl der Infizierten, die in Spitälern untergebrachten, auf Intensivstationen, die Toten – diese Zahlen beherrschen uns derzeit tatsächlich, bestimmen, was vom gewohnten Leben möglich ist, was nicht.

Nicht alle Einsendungen wurden in das Heft aufgenommen. Von einigen Autorinnen und Autoren wußte die Redaktion, daß aus der Einsendung auszuwählen sei, manche Beiträge glichen anderen, auch hier war auszuwählen, einige wenige Beiträge wären wohl noch zu überarbeiten gewesen, auch diese sind nicht ins Heft übernommen worden.

Ein Gedenktag wird zweifach besprochen, was unüblich ist. Die Blickwinkel auf Gustav Freytag sind aber so unterschiedlich, daß sie einander in interessanter Weise ergänzen. So hat die Redaktion beschlossen, beide Beiträge aufzunehmen.

Viel Freude beim Lesen!

Ein schönes, besinnliches Weihnachtsfest allen Kolleginnen und Kollegen ohne Corona-Infektion und viele schöne neue Texte im Neuen Jahr wünschen die Redaktion und

Marianne Leber

Inhalt

Editorial 3

Texte

Hans Bäck	Hättest halt aufpassen müssen	10
Gerhard Blaboll	Der angefangene Hunderter	13
	Die Überweisung	15
Martin Dragosits	Grundrechenart	17
	Übung	17
Klaus Ebner	Geburtstagskalkulationen	18
Wolfgang Fels	Flüchtlingswelle	22
	George Floyd	23
Wolfgang Groiss	Verbunden	23
	Aus den Fugen	24
	Der Abschied	24
	Licht für ein Herz	25
	Novemberlied	25
	Das Alter	26
Sabine M. Gruber	Fünf ist eine schöne Zahl	26
Liesbeth Haddad-Kirchl	Mit vierzig jahren	32
	U-zweihundertfünfunddreißig	32
C. H. Huber	fünfundsiebzig	33
Malina Maria Jankovic	Meine Jahre	34
	Das Licht in Dir	34
Herbert Jan Janschka	Das achte Bier und seine Schulter	35
Doris Kloimstein	une miniature	39

Rudolf Kraus	Notizen aus dem Dunkeln	40
Nobert Leitgeb	Schätzwert	41
Anton Marku	Matura Jahrestag	45
Ilse Pauls	Geburtstag	49
Brigitte Pixner	Macht Geld Glücklich?	50
Gottfried Pixner	Aphorismen	51
Hilde Schmölder	Die weiße Nacht	52
	Das Dorf meiner Kindheit	53
	Das ist der Tag	54
Martina Sens	Coronachterbahn	56
	die zahlen	59
	in stillen stunden	59
Martin Stankowski	Alles so weit, so weit.	60
Kurt F. Svatek	Herr Ober, bitte zahlen!	64
Claudia Taller	75 mal 2 ergibt zweieinhalb	67
Magdalena Tschurlovits	Zahlen	71
Dragan Velikić	Auf zu neuen Ufern	73
Josef Wagner	Null, Eins und 75 und 57 sind Zahlen	77
Peter Paul Wiplinger	Was zählt	80
	Ich bin 80 Jahre	81
	Vergeblichkeit	82
	Zahlen	83

Jahrestage

Gustav Freytag	Max Haberich	84
Gustav Freytag	Martin Stankowski	85
Ernst Jünger	Max Haberich	90
Franz Werfel	Gerald Szyszkowitz	94

Rezensionen

Hans Bäck	Stahl, Seide, Sog & Druck	Doris Kloimstein	99
Elfriede Bruckmeier	Kostproben	Ewald Baringer	100
Klaus Ebner	Auf der Kippe	Bernhard Heinrich	102
Klaus Ebner	Physikstunde	Elfriede Bruckmeier	103
Elisabeth Escher	Das Fenster zum Himmel	Max Haberich	104
Erela Farkašová	Stilleben eines frühen Abends	Sascha Wittmann	105
Wolfgang Fels	Bilder im Schattenlicht	Max Haberich	106
Wolfgang Groiss	Mosaik der Zeit	Bernhard Heinrich	107
Markus Grundtner	Planet im Ausverkauf	Max Haberich	109
Max Haberich	Am Abhang der Wind	Wolfgang Groiss	110
Leopold Hnidek	Die erste Stadt	Elfriede Bruckmeier	110
Eva Kittelmann	Die Quadratur des Denkens	Gottfried Pixner	112
Regine Koth Afzelius	Der Kunstliebhaber	Martin Stankowski	113
Beatrix Kramlovsky	Fanny oder Das weiße Land	Georg Potyka	115
Ingeborg Kraschl	Unausweichlich	Claudia Taller	116
Norbert Leitgeb	Aber, Herr Doktor!	Wolfgang Groiss	117

Hans Raimund	Neigungen	Eva Riebler	118
Elisabeth Schawerda	Am Ufer einer Jahreszeit	Claudia Taller	120
Elisabeth Schawerda und Sylvia Zwettler-Otte	Gefährliche kleine Wörter	Gottfried Pixner	121
Rosemarie Schulak	Das andere Brot	Sidonia Gall	123
Michael Stradal	Die Tote im Spitalgraben	Franz Forster	125
Claudia Taller	Der Tod streift durch die Hallen	Werner Stangl	126
Claudia Taller	Ich habe gesehen	Werner Stangl	128
Ilse Tielsch	Die Früchte der Tränen	Michael Stradal	130
Sascha Wittmann	Alles Alltag	Leopold Hnidek	132
Erratum – Nachruf Prof. Dr. Peter Maria Schuster, Physiker und Poet		Elisabeth Schawerda	134
Impressum			136

Texte

Hans Bäck

Hättest halt aufpassen müssen

Als vor 75 Jahren der ÖSV gegründet wurde, da war „meine“ Stadt nicht besonders sehenswert. Das heißt, da war ich ja noch gar nicht in dieser obersteirischen Industriestadt, da passierte es gerade, dass mein kindliches Paradies sehr unsanft zu Ende ging. Aber das ist im Buch „Dziecinstwo w Polsce, Dziecinstwo w Niemczech“ – „Kindheit in Polen, Kindheit in Deutschland“ ausführlich geschildert. Also vor 74 Jahren Wechsel aus dem obersteirischen Dorf am Rande der Industrie direkt in die Industriestadt. Und die schaute damals nicht gerade gut aus: Zerbombte Häuser im Zentrum, eine Schule von der nur mehr die Hälfte stand, ein Industriebetrieb, der von den alliierten Geschwadern gezielt ausgesucht worden war und eine Unzahl an Barackenlagern, die sich wie ein Kranz um die Stadt legten. Die bisher darin untergebrachten Zwangsarbeiter, Kriegsgefangenen waren weg, zurück in ihre Heimatländer, stattdessen kamen tausende Heimatvertriebene aus dem Südosten und aus dem Osten. Menschen, denen ihre Heimat genommen wurde, die ihre blühenden Gärten verlassen mussten und nun in verwanzten verdreckten Baracken eine Unterkunft fanden. Deren Kinder auch herumtollten und versuchten – trotz allem – Kinder zu sein.

Und dann vor 73 Jahren begann es mit dem Schulbesuch! Da trafen wir mit den „anderen“ den Kindern aus den Lagern zusammen! Und eine Art von Zusammenleben begann – zumindest unter uns Kindern, zwar noch zaghaft, denn zu groß waren die Unterschiede. Die Spiele, die Sprache, das Verhalten waren doch zu unterschiedlich und mussten erst aufeinander eingespielt werden. Langsam begannen Veränderungen, doch noch konnten wir auf den Straßen spielen, der geringe Verkehr? Die paar Fahrzeuge, die unterwegs waren, meist Busse, die auch darauf achten mussten, nicht auseinanderzufallen. Ausweichen konnten die immer! Und wir Kinder? Wir fanden immer Steine, die wir hinterher werfen konnten. Jenen, die nicht unbedingt so waren wie wir, womöglich

von der großen Siedlung kamen, die jenseits der Bahnlinie lag. Da kam es schon vor, dass ein Brillenglas draufging, eine Beule blieb. Na und? Hättest halt aufpassen müssen! Das war die Antwort der Eltern, die andre Sorgen hatten als ein blaues Auge des Buben oder ein aufgeschürftes Knie des Mädchens. Hättest halt aufpassen müssen! Der Fluss, durch die Stadt, kaum reguliert, eingesäumt von Wiesen, bot unzählige Möglichkeiten an Sommerfreuden. Noch dazu, als wir auf einer Schotterinsel Munition und Granaten fanden. Nun konnten wir diese den „anderen“ hinterher werfen und fallweise krachte es dann auch ganz heftig, wenn eine scharfe Patrone dabei war. Dann rannten wir. Wer am schnellsten war oder die Abkürzungen durch die Gemüsegärten kannte, hatte eine Chance nicht erwischt zu werden. Ganz besonders wertvoll war ein Haus, dessen Hintereingang die Tür zur Waschküche öffnete und dann über ein paar Stufen beim Haupteingang hinaus auf die Hauptstraße. Dort konnten wir unter den Menschen untertauchen, die dort auf die Busse warten mussten. Bei der Flucht kam es schon einmal vor, dass in den Gärten eine Salatstauden oder ein Kohlkopf umgetreten wurde. Wehe dem, der da erwischt wurde! Das Gemüse, kostbar für die Ernährung der Menschen! Ein zertretenes Salatbeet war problematischer als eine eingeschmissene Fensterscheibe. Denn die eine, die fiel bei den vielen die kaputt waren, gar nicht mehr auf. Nur kamen wir Kinder nie dahinter, wieso die Eltern immer wussten, wer den Stein geschmissen hatte oder im Salat gewütet. Hatten die nichts anderes zu tun, als zu schauen, was wir Kinder anstellten? Wer zählte die Pflaster auf den Knien – wenn es überhaupt eines gab. Meist war es die Großmutter, die über die offenen Wunden, egal ob am Ellbogen oder am Knie oder auf der Stirn, einen ordentlichen Guss Arnika drüber schüttete. Hättest halt besser aufgepasst.

Irgendwann vor 73 Jahren musste das Leben unterbrochen werden. Der September und damit Schulbeginn nahte. Erkundungen, dort, wo das geschehen sollte – war nicht besonders angetan, Vorfreude auf die Schulzeit zu wecken: Das Schulhaus war ein Schutthaufen aus dem Balken herausragten. Die linke Hälfte war eine Bombenruine! Doch der Schulbeginn fand taggenau statt. 48 Kinder in der ersten Klasse – übrigens der Scharang Michael war auch einer der 48. Und in der Parallelklasse saßen ebenso 49 Kinder! Im Wechselunterricht, Kinder aus den Lagern mit ganz anderen Sprachkenntnissen. Ja, sie sprachen auch deutsch, dass wir als so ähnlich erkannten. Doch beim Schreiben, Ausdrücken in Deutsch, da waren Welten dazwischen. Und doch schafften es die Lehrer damals uns 48 zu unterrichten. Zum Glück gab es die Ausspeisung, so dass viele von uns wenigstens einmal am Tag eine warme Nahrung erhielten.

Bald zeigten sich die ersten großen Unterschiede: Jene Kinder, deren Väter im „Werk“ Arbeit gefunden hatten, waren weitaus besser dran, als jene, deren Väter entweder nicht mehr zurückgekehrt waren oder irgendwo im fernen Sibirien auf eine Heimkehr warteten. Ganz zu schweigen von denen aus den Baracken, den Lagern. Doch konnten diese wenigstens auf einen Familienverband setzen, da meist die gesamte Großfamilie vertrieben wurde. Der sprichwörtliche Fleiß der Volksdeutschen, wie sie genannt wurden, der sorgte für ein langsames Verschwinden der Baracken, für ein Aufblühen dazwischen. In unglaublichen Anstrengungen wurden mit Gemeinschaftshilfe Häuschen errichtet, neidvoll betrachtet von den „Einheimischen“ – „Schaut einmal was die sich alles leisten können.“

Hättest besser aufgepasst!

Wieso leben wir heute überhaupt noch? Bei diesen Startbedingungen, die wir hatten! Wasser tranken wir vom Gartenschlauch, eine Limonade, ein Cola unbekannt! Hatte einer einmal ein Schmalzbrot ließ er die Freunde reihum abbeißen. Keiner dachte daran, sich womöglich mit „irgendwas“ anzustecken. Die Großen lehrten uns, die Kleinen, wie wir die britischen Wachsoldaten beim Depot der Royal Army ablenken konnten. Mit unseren lausigen Fußbällen gingen wir zum Tommy und stotterten vor ihm „please show me penalty“ so hatten es uns die Großen gelehrt und uns üben lassen. Der Soldat in seinen kurzen Hosen ließ sich gerne von seiner Wache abhalten und knallte den Ball an die Mauer des Depots, während an der Hinterseite die großen Buben versuchten, bei einem losen Brett etwas von den englischen Köstlichkeiten herauszufischen. Etwas davon fiel auch für uns Ballbuben ab. Ein Eckerl Schokolade, meist ein Kaugummi, nur einmal gab es eine Köstlichkeit, deren Geschmack ich bis heute nicht vergessen habe. Es gelang einen Karton mit Dosen zu ergattern. Je eine Dose auch für uns Helfer. Daheim geöffnet – allein den Geruch habe ich jetzt, wenn ich das niederschreibe in der Nase – Corned beef! Eine unbekannte Köstlichkeit, noch nie so etwas gerochen und geschweige gegessen. Nie mehr gelang so ein Fang, erst später einmal in einem Care-Paket war etwas Ähnliches dabei – kein Vergleich mit dem was wir bei den Engländern erbeuteten.

Ja, wieso leben wir überhaupt noch? Wenn ich an die kalten Winternächte denke und auch da hatten wir Kinder unseren Einsatz. Der Bahnhof der Schmalspurbahn lag in unsere Nähe! Und wenn wir die steile Straße vom Friedhof herunter rodelten, war der Bahnschranken meist geschlossen und das nützen wir um zum Landesbahnhof zu schleichen und auf die Schlitten ein paar Stück

Kohlen zu legen. Eigenartig, da wurden zu Hause nicht geschimpft, weil die warme Winterhose von der Kohle dreckig geworden war!

Kindersicherungen an den Türen? Wer kam auf sein eine absurde Idee? Fahren mit Fahrrädern, die viel zu groß waren, kaum Bremsen hatten und wir natürlich ohne Helm. Wenn wir einen Freund verständigen wollten, dann wurde gerufen oder ein Stein auf das Fenster, blöd wenn dabei wieder einmal eine Scheibe drauf ging.

Was hatten wir alles NICHT und trotzdem waren die vergangenen 75 Jahre Basis für ein Leben, das voll war mit Ideen und Innovationen. Freiheiten hatten wir, hatten gelernt das Versagen hinzunehmen, und ganz besonders haben wir gelernt, mit all dem umzugehen!

Herzlichen Glückwunsch, wenn Du auch einer aus dieser Generation bist!

Gerhard Blaboll

Der angefangene Hunderter

Ächtzig – des is so a Zähl,
die is oft für'd Leut a Quäl,
weil mit jedem Gratulant
fühlt man si glei mehr am Sand.

Von so älteren Semestern
hört man oft: Wår's net erst gestern,
dass i nâch der Schul am Radl
irg'ndwo åls a fesches Madl

und mit ganz verliebtem Sinn
planlos umeinand gfâhrn bin?
Wår's net gråd erst, dass mir dann,
Jâhre später, irgendwann

kurz mein Mann sågt: „Gratuliere!
Noch zwaa mehr, dann håb ma viere!“
Und so stell i mir die Frage:
Wår des mehr åls a påår Tåge,

wo die Kinder no dahaam
staunend unterm Weihnachtsbaum
g'standen san, die Augn gleucht hãbn,
angesichts der Weihnachtsgãbn?

Ächtz'g, des klingt so ganz beliebig,
aber trotzdem unnãchgiebig,
mãcht mei Selbstbild ganz zunichte –
is des alles scho Geschichte?

Bin i net die junge Frau,
die beim Hockey Spiel'n genau
g'wusst hãt, wie der Spielstand wãr
und die selber sportlich wãr?

Die noch jung und weltverloren
von benãchbarten Senioren
und von Vorgenerationen
zum Geburtstãg net Millionen,

aber doch Geschenke kriegt,
dass' ihr's Herz voll Freud zsamm zieht?
Die die Oma und die Tant
peinlich knutschen, penetrant?

Doch jetzt san die Gratulanten
nimmer Onkeln oder Tanten,
sondern Enkel, Nichten, Neffen!
So wãs kann an wirklich treffen!

Kinder, wie die Zeit vergeht!
Doch ãls Lebensuhrprophet
sãgt es mir mei Hausverstand:
„So bist nimmermehr beinand!

Du musst aa scho kûrzer treten
und fûr dei Gesundheit beten,
denn es g'hört zur Menschentugend:
Jetzt nimmst' Ãbschied von der Jugend!

Heut, am End der Pubertãt
is es, dass net ãlls mehr geht,

wås in manchem frühern Jåhr
wirklich watschenafåch wår!“

I erkenn es hålb verdrossen:
Jetzt is'd Jugend åbgeschlossen,
weil i merk's total verwundert:
Åchtz'g is åchtz'g Prozent von hundert!

Andrerseits, so wird mir klår:
Wås san denn scho åchtzig Jåhr?
Trotz der Ålterånderung:
Innen bleib i weiter jung!

I erhålt mir meinen Eifer
und werd afåch nur mehr reifer!
Wenn si a so mancher wundert:
Jetzt pack i die ganzen hundert!

Die Überweisung

„Onkel Kurti, du waaßt eh,
dass i wirklich auf di steh.
Des håb i scho amål g'schrieb'n
und 's_ is seither gleich geblieb'n.
So a Jahr verrennt im Nu.
Aber schreib'n tust eh meist du.
Irgendwann wårst du jå krank.
Jedoch wår es Gott sei Dank
nur a Chemo. I wår froh
dass dei physisches Niveau
stårk is und ka Herzinfarkt
di scho in die Windeln 'prackt.
I hått di eh gern besucht,
aber es is echt verflucht:
I bin dauernd voll im Stress
und schreib lieber SMS.
Des is heutzutåg normal.

Junge Leut san digital!
Online geht des nämlich gschwind
und des kann aa jedes Kind.
Dass net no a Jähr vergeht,
fråg i jetzt, wie's dir so geht.
Fühlst di eh so richtig gsund?
Håst du no dein' älten Hund?
Oder wår des går a Kåtz?
I merk, i brauch an Ersätz
für mei Hirn, weil's ang'strengt is
und i aa scho viel vergiss.
Apropos, då fällt mir ei:
I muss zu der Spenglerei,
weil mei Wågn is demoliert;
der g'hört dringend aufpoliert
und die Windschutzscheib'n is hi.
Hätt'st an Zuschuss då für mi?
Tausend Euro oder so
reichen eh vermutlich scho.
Überweist mir den Betråg,
Onkel, den i so gern måg?
Meine Kontonummer is
eh no gleich, die kennst ja g'wiss.
Schickst du's heut, dann geht si's aus.
Danke dir glei im Voraus!“ –
„Lieber Neffe, gerne nehm
i Bezug auf dei Problem,
und zwår – aa für mi normal –
blitzårtig und digital.
I håb, wie ma des ja kennt,
einen Tausender gescannt,
denn dei Wunsch is mir Befehl.
Den hång i jetzt an ans Mail
und scho håst ihn. Alles klår?
I håb stets für di a Ohr
und i hoff, es geht dir guat.
Bussi, pfati, Onkel Kurt.“

Martin Dragosits

Grundrechenart

die zwölf jahre in deutschland
waren bei uns nur sieben

dollfuß und schuschnigg
zählen wir nicht mit

das kann man nicht vergleichen
hitler war ein missgeschick

er fiel vom himmel
völlig aus dem nichts

das parlament war bei uns
genau so lang geschlossen

das macht nichts
wir zählen nur bis sieben

Übung

autos zählen
aus dem fenster schauen
wie ein kind
striche machen
neugierig
und konsequent

die zahlen
von eins bis hundert
zusammenzählen
den trick
den es dafür gibt
ausprobieren

und zwischendurch
ein paar trümmerteile
von der welt verstehen

Geburtstagskalkulationen

Die Fünfzig ist eine runde Zahl (... und gnädiger als fünfundsiebzig). Das wird mit einem Glas Wein gefeiert! Das heißt, voraussichtlich werden es viele Gläser Wein werden, und Stilcke könnte sich ein Stamperl Vogelbeerschnaps genehmigen, wie er es zu solchen Festivitäten noch immer gern macht. Er wird mit Magga und dem Nachwuchs kommen; ich nehme an, Antritt hat im Gasthaus einen eigenen Tisch für die Kinder herrichten lassen, wo sie unter sich sind und miteinander spielen können. Oder auch alleine spielen. Auf ihren Minikonsole und Smartphones – ich denke, die elektronischen Gerätschaften werden in ausreichender Zahl vorhanden sein.

Einigermaßen klein sind ja bloß meine Jüngste, Octavia, und die Jungs meiner Schwestern. Aber die interessieren sich schon seit Langem für Computerspiele. (Dürfte eher ein männliches Phänomen sein.) Stilcke hat an dem Tag, an dem er Magga den Heiratsantrag machte, alle Fäden gezogen. Die Geschenke hatte er mit jedem von uns abgesprochen, indes wusste niemand, welches Präsent er selbst beisteuern wollte. Zudem waren niemandem die Absprachen bekannt; bis auf Mascha – als Einzige war sie eingeweiht. Von ihr erfuhr ich es dann, aber erst Jahre später, das muss kurz vor unserer Trennung gewesen sein.

Eine runde Zahl, ein runder Geburtstag, das habe ich schon jetzt im Ohr. Was ist das für eine Zahl? Ein Fünfer mit einer Null: Das bin ich, ich bin *ein Null*. Timo würde jetzt sagen, Das heißt: *eine* Null, und Witte stillschweigend schmunzeln. Am liebsten würde ich sie zerlegen, diese Zahl, um sie angenehmer und wohlfrüher, um sie unscheinbarer zu machen. Primfaktorenzerlegung. (Das wäre eine Lösung. Mathematisch gesehen.) Einmal zwei und zweimal fünf ... es ist stets die kleinste Primzahl, die als Teiler zu verwenden ist. Das heißt, zuerst wird die Fünfzig durch zwei geteilt, das ergibt fünfundzwanzig; auf die Fünfundzwanzig lassen sich weder die Zwei noch die Drei anwenden, also kommt die Fünf als nächster Teiler zum Zug; das macht ebenfalls fünf, und das ergibt selbstredend die zweite Teiler-Fünf, um auf eins zu kommen. Also zwei mal fünf mal fünf.

Antritt musste mir die Primfaktorenzerlegung erst erklären, als Septima mit den ersten Hausübungen dazu heimkam. Habt ihr das nicht in der Schule durchgenommen? fragte sie verblüfft. Ich hatte nicht mehr gewusst, wo ich anfangen sollte, und Antritt, die mir das Wiederaufflackern meiner *Mathephobie* ansah, setzte sich amüsiert zu uns an den Tisch und begann: Schau, das ist doch ganz

einfach. Dann zeichnete sie mit zwei Strichen die rudimentäre Tabelle ins Heft, trug die erste Zahl, die unsere Tochter übungshalber zerlegen musste, links ein und wandte die erste mögliche Primzahl zur Teilung an. (Oh!) Du gehst einfach der Reihe nach vor, erläuterte sie, dividierst, soweit es geht, und am Ende bleibt die Eins übrig. Ich staunte, wie spielend ihr das von der Hand ging.

Mit einem Kuss auf meine Wange ließ sie Septima und mich allein. (Ihr Nachhilfe-Intermezzo hatte gefruchtet!) Ich war ab nun tatsächlich in der Lage, die Rechentechnik weiterzugeben und Septimas Ergebnisse zu prüfen. Eine Teilung durch Primzahlen, alles der Reihe nach, wie Angritt es vorgeführt hatte, wobei die Reihenfolge für das Ergebnis keine Rolle spielt, sondern nur deshalb während der Zerlegung beibehalten werden sollte, weil es so am einfachsten ist und Irrtümer am ehesten ausgeschlossen werden können.

Aus zwei-mal-fünf-mal-fünf kann also auch fünf-mal-fünf-mal-zwei werden, das heißt, die Fünfzig kann zuerst durch fünf geteilt werden, das ergibt zehn, dann wieder durch fünf, um auf zwei zu kommen, und abschließend macht die Zwei eine Eins. Persönlich wäre mir fünf-mal-zwei-mal-fünf am liebsten, der *Sandwich*, wie man das auch nennt. Die Fünfzig ist die kleinste natürliche Zahl, die sich auf zwei verschiedene Arten aus der Summe zweier Quadrate zweier anderer Zahlen darstellen lässt, nämlich sieben hoch zwei plus eins hoch zwei, das ist die erste Variante, und zweimal fünf hoch zwei, das wäre folglich die zweite Variante. Wobei zwei identische Grundzahlen langweilig sind. Sogar die Summe aus drei Quadratzahlen ist möglich: drei hoch zwei plus vier hoch zwei plus fünf hoch zwei. Das ist hübsch, weil die Grundzahlen direkt hintereinander stehen.

Ich habe über diese Rechnerei irgendwo gelesen, denn allein käme ich niemals auf einen derart verworrenen Zusammenhang, den sogar Angritt für überzogen hält. Mein ehemaliger Mathematikprofessor hätte sehen sollen, was ich heute so alles mit Zahlen anstelle. Dass ich mich, so lange nach dem Schulabschluss, mit einer Primfaktorenzerlegung herumschlage, hätte ihn gelinde gesagt verwundert. Die Deutschen nennen das übrigens *Primfaktorzerlegung*, erzählte mir ein Kollege aus der Firma, ohne die Fugenflexion in der Mitte. Sozusagen kurz und bündig. (Außerdem liegen mir die Sprachen mehr, trotz meines Studiums.)

Wirklich schlecht war ich ja nie in Mathematik, aber interessiert hat es mich nicht, und das wusste der Professor. Selbstredend. Er hätte geschmunzelt, mich hier zu sehen und meine Gedankenkapriolen zu hören. Zu hören? Zweifelsoh-

ne. Ich führe schon wieder Selbstgespräche. Eigentlich fällt mir das gar nicht auf, und solange ich in den eigenen vier Wänden sitze, stört es mich nicht. Ebenso wenig wie die Zahlenspiele. Die gehören eigentlich zum Lotto. Dort hätte ich zumindest eine winzige Chance zu gewinnen. Sofern Fünfundzwanzig dort überhaupt vorkommt. Hängt wohl von der Spielvariante ab.

Im Periodensystem bezeichnet diese runde Zahl das Schwermetall Zinn. *Stannum* auf lateinisch, daher das Elementsymbol *Sn*. (Muss auch mal einer draufkommen.) Ich habe nie verstanden, wieso ein so weiches Metall wie Zinn ein *Schwermetall* sein soll – angeblich kann man die Oberfläche sogar mit dem Fingernagel ritzen. Aber diesen Widerspruch vermochte nicht einmal unser Chemieprofessor schlüssig zu erklären. Egal, Chemiker wollte ich nie werden. Trotz des Lehrers. (Ja: *trotz!*) Denn der wusste, wie er uns mitreißen konnte. Jedes Mal, wenn er ein Experiment vorzeigte, setzte er einen uralten Motorradhelm auf und ging demonstrativ in Deckung. Die Lachsalven waren garantiert, vor allem wenn es nachher spritzte und knallte.

Timo faszinierte die Chemie. Während der Jahre in der Oberstufe las er mit Vorliebe – neben Science Fiction und Informatik – Bücher zu Teilgebieten der Chemie, normalerweise auf Englisch und häufig aus der Feder von Nobelpreisträgern. In den Pausen erzählte er davon, und während des Chemieunterrichts war er der Einzige, der mit dem Lehrer allen Ernstes Randbereiche der Chemie diskutierte. Wir hielten dann alle still und hofften insgeheim, dass niemandem einfallen würde, das zum Prüfungsstoff zu erklären. Passierte auch nicht. Der Professor freute sich, dass er zumindest *einen* Schüler hatte, der sich tatsächlich für seine organischen und anorganischen Substanzen und deren Reaktionsfähigkeiten interessierte, und allen andern machte er am Ende des Jahres eine gute Note zum Geschenk. Chemie war daher ein Fach, das unser Fortkommen am Gymnasium nicht behinderte, und das fand ich großartig.

Mit der Mathematik wollte ich immer dann nichts zu tun haben, wenn es zu abstrakt wurde. Die Integralrechnung hielt ich für hochtrabend, und mit Trigonometrie und algebraischer Topologie wusste ich nicht viel anzufangen. Andererseits verstand ich nicht, warum an unserer Schule nicht einmal buchhalterische Grundlagen gelehrt wurden. Denn da wurde es interessant. (Zumindest für mich.) Diese Grundlagen musste ich mir anlesen, und es fiel mir nicht leicht, an geeignete Bücher zu kommen, unter anderem deshalb, weil sie sehr teuer waren. Die städtische Bücherei half mir weiter, dort konnte ich sogar Lehrbücher entleihen, die an den Handelsschulen verwendet wurden.

Timo war das nicht wichtig, er blieb bei der Chemie und mathematischen Spitzfindigkeiten, während Witte mich für verrückt hielt. Für ihn hatten mathematische Fragen nur dann eine Bedeutung, wenn sie auch in der Literatur eine Rolle spielten. In den Jahren, in denen Science Fiction zu unserer bevorzugten Lektüre gehörte und wir nach jeder Neuveröffentlichung gierten, sobald es eine Möglichkeit gab, sie in die Finger zu kriegen, avancierte eine ganz andere Zahl zu einer ironischen Antwort, die wir (im Unterricht lediglich wispernd) auf alle möglichen der Klasse gestellten Rechenfragen gaben: *Deep Thoughts* Zweiundvierzig.

Mit der Betriebswirtschaftslehre an der Universität erlebte ich Zahlen endlich in einem Umfeld, mit dem ich mich identifizierte. Kostenrechnung und Budgetplanung, das hat schon was! Dagegen gingen mir die ewigen Stückkostenrechnungen der BWLer auf die Nerven, denn mir war klar, dass ich niemals auch nur einen Fuß in eine Fabrik setzen wollte. Die Betriebswirtschaftslehre wurde aber genau auf diesem Terrain erwachsen, und so quälten die Professoren ihre Studenten noch heute mit diesen angestaubt wirkenden Kalkulationen. Wie auch immer, durch meinen Studienabbruch setzte ich dem Jonglieren mit Zahlen ohnehin ein Ende und vergaß den meisten Lehrstoff viel rascher, als ich erwartet hätte. Budgetpläne erstellte ich häufig für die computertechnischen Projekte, die ich gemeinsam mit Timo durchführte, und sie hatten durchaus ihre Qualitäten.

Mit dem eigenen Haushaltsbudget habe ich allerdings meine liebe Not, denn wenn allein die Fixkosten höher liegen als das regelmäßige Monatseinkommen – und das ist die gewohnte Ausgangslage –, dann hilft keine Herumrechnerei. Ich bin ja nicht der Staat, der das Defizit einfach kultiviert und völlig unbekümmert in der ganzen Welt Kredite aufnimmt, ohne sich darum zu scheren, wie das alles zurückzuzahlen sei. Ohne Urlaubsremuneration und Angriffs Beitrag säße ich längst im Kerker. (Scheißgeld!)

Immerhin bin ich ganz gut im Planen von Urlaubsbudgets. Jedes Mal, wenn wir uns über eine Destination einig sind, schiebt Angriff den Reisekatalog zu mir und sagt mit einem Riesenschmunzeln, Na dann rechne mal, damit sich alles ausgeht! Kleine Abweichungen sind zwar erlaubt, aber im Großen und Ganzen bleiben die Ausgaben vorhersehbar. Die ersten Ansätze dazu demonstrierte ich schon auf der InterRail-Fahrt mit Timo, aber so richtig hatte ich erst meine Reisen nach Italien und auch jene mit Mascha nach New York budgetiert. (New York ... oje ... diese Stadt.)

Ich habe den *Big Apple* nie wiedergesehen. Hatte auch keine Lust dazu, weil in meinem Kopf zu vieles damit verbunden ist, was ich am liebsten aus meinem Gedächtnis striche. Am Tag nach unserer Rückkehr aus New York war Mascha zu Prock gegangen. Die ganze Nacht verbrachte sie bei ihm. Ein paar Wochen später gestand sie mir ihre neuerliche Schwangerschaft. Das Kind sei indes von mir, ein Andenken an unsere Reise. Tage später fand ich einen Brief von Prock bei ihren Sachen. Er schrieb ganz selbstverständlich von *seinem* Kind. Zur Rede gestellt, sprach Mascha von einem Irrtum und davon, dass sie tatsächlich, wie sie ursprünglich verkündet hatte, mit *meinem* Kind schwanger sei. Beides wiederholte sich, Freunden sagte sie mal dieses und mal jenes, und obwohl sie allmählich entschiedener bei der ersten Version, also *meinem* Kind blieb, hatte sie ein Misstrauen gesät, dessen ich mich nie wieder vollständig entledigen konnte. Bei Secundus' Geburt wurde die Blutgruppe bestimmt. Es war *meine* Blutgruppe. Bei allem, was ich über Procks Blutgruppe wusste, konnte Secundus unmöglich *sein* Sohn sein, sofern ich die Mendelschen Regeln nicht in Frage stellte. Die Angelegenheit war also im wahrsten Sinne des Wortes geregelt. Alles hing an der Blutgruppe und einer simplen Rechenoperation mit Buchstabensymbolen. Alles hängt daran. Nein, nicht alles. (Nicht mehr:) Secundus ist *mein Sohn*. Auch wenn mich der Zweifel an der Blutgruppe manchmal plagt.

Wolfgang Fels

Flüchtlingswelle

Dem Tod aus den Augen
flüchten verstoßene Massen
von mordender Willkür bedroht
in glühendes Drängen des Leids.

Auf Wegen zur Stille
folgend dem Weg der Gestirne
versiegen an Mauern und Klippen
im Sterben entmenschter Gestalten
vergossene Tränen.

Heuchelnd verstummt in der Fremde
die Geste des Mitleids.

George Floyd

getötet am 20.5.2020

Tiraden des Hasses
voll Wut auf missliebige Schwarze,
Würde und Sein
zertreten in blinder Gewalt.

Je schwärzer die Haut,
je lauter Sirenen,
so näher das Sterben.

Heuchelnd der Aufschrei
gesetzloser Hüter des Rechts
als Herrn über Leben und Tod.

P.S: Nachruf des Bürgermeisters von Minneapolis:
Der Tatbestand nichtig,
dem Richter nicht wichtig,
um George zu befragen
hat man ihn erschlagen.

Nun ist er verschieden,
er ruhe in Frieden!

Wolfgang Groiss

Verbunden

Ich hab´ kein
festes Tau
um dich gewunden.
Wenn dich die Liebe
nicht halten kann,
hilft auch kein Tau ...
Ich bin in Liebe
dir verbunden,
so fest, als wären wir
niemals zwei gewesen!

Aus den Fugen

Die Welt scheint
aus allen Fugen
geraten zu sein.
Gesucht wird dringend
ein gut haftender
Fugenkitt, der die Welt
wieder zusammenhält.
Die Frage ist nur,
welcher Handwerker
den Fugenkitt an den
Bruchlinien der Welt
anbringen kann.
Das müsste schon
ein Gottgesandter sein ...

Der Abschied

Noch hältst du
meine Hand.
Noch fühle ich dein Herz
zu mir herüberschlagen.
Noch denkst du deinen Abschied
nicht zu Ende.
Noch grünen unsere Pläne
im Lichte der Hoffnung.
Doch die Morsezeichen
deines Pulses
verheißen nichts Gutes:
Das Stakkato des Abschieds.
Also doch!

Licht für ein Herz

Wenn ich
mit meinen
Gedichten
auch nur
einem einzigen
Menschen
Freude bringen
konnte,
habe ich
mein Ziel
erreicht:
Licht in der Finsternis
zu sein.
Und sei es auch
nur für ein einziges Herz ...

Novemberlied

Frische Kränze auf den Grüften
schmücken zaghaft den Granit!
Weihrauchschwaden in den Lüften,
und die Traurigkeit schwebt mit.

Nasses Laub in finst'ren Gassen,
fahles Licht fällt auf das Haar.
Letzte Blüten vag' verblassen,
Stille spinnt sich sonderbar.

Golden schmiegen sich die Hügel,
ferner Rauch von einem Brand.
Reiter sprengt mit schwarzem Zügel
und zur Botschaft wird die Hand.

Auf dem Weiher Wellen blitzen.
In den Kellern gärt der Wein.
Leise zieht durch Fensterritzen
Duft von dunklem Brot hinein.

Das Alter

Das Alter ist
Ein stilles Schau'n
nach innen.
Der Blick
der Einsicht
fällt aufs
letzte Linnen
und begehrt
die Nichtigkeit
der Welt
nicht mehr.
Das Füllhorn
des Lebens
aus dem man
getrunken,
ist leer.
Nur noch
begnadete Ruh'
fließt aus ihm
heraus.
Und das Herz
bezieht sein
letztes Haus.

Sabine M. Gruber

Fünf ist eine schöne Zahl

Etwas hat sich verändert, François sieht es von weitem. Die Scheiben der Auslage des Teeladens sind mit Stoff verhängt. Ihm sinkt der Mut, obwohl er das handbeschriebene Stück Papier noch nicht lesen kann. Er will die Schritte zügeln. Die Füße gehorchen ihm nicht. Gleichmäßig schreiten sie fort. Fast rennen sie ihn gegen die Ladentür. Angewurzelt bleibt François stehen, ange-

strengt liest er. Unverzüglich dreht er sich um, schlägt den Kragen des Mantels hoch, macht sich auf den Heimweg. Er könnte die U-Bahn nehmen, doch da sind große Fugen, droht Gefahr, verschlungen zu werden. Frische Luft ist sehr gesund. Er geht zu Fuß, nimmt den Weg zurück, den die Füße ihn hierher getragen haben.

Sehr gesund ist frische Luft. Den Menschen nicht nahe treten. Und niemals in die Zwischenräume. In Fugen zwischen Pflastersteinen treten. Ist gefährlich wie als Kind. Knie hast du schlimm aufgeschürft. Blutig das rechte Knie aufgeschürft. Die Pflastersteine sind sehr groß. Größer als auf anderem Weg. Einen Fuß vor anderen setzen.

Den anderen Weg nicht nehmen. Hat sehr gefährlich große Fugen. Den Blick hältst du gesenkt. Wäre nur der Wind nicht. Den Hausflur auf Zehenspitzen durchqueren. Lärm willst du keinen machen. Rücksicht nehmen auf andere Mieter. Du gehst immer auf Schuhspitzen. Schuhe Größe fünfundvierzig trägst du. Spitze ragt nicht über Fliese.

Den Aufzug nimmst du nicht. Sehr große Gefahr großer Fuge. Große Fuge könnte dich verschlingen. Steigen über Treppen ist gesund. Aufzugfahren wirst du eines Tages.

François weiß, wie groß die Schritte zwischen den Stockwerken sein müssen. Etwas in ihm bestimmt die Geschwindigkeit, etwas bestimmt die Größe, er kann nicht anders. Das bange Gefühl bleibt. Ob sich alles ausgehen wird, auf fünf, bis zum nächsten Treppenabsatz, bis zur Tür seiner Wohnung. Alles muss sich auf fünf ausgehen, immer. Sonst droht Unglück. Wo, denkt er, als er die Tür aufsperrt, einmal, zweimal, wo sollst du künftig die Kekse hernehmen. François schließt die Tür hinter sich, dreht den Schlüssel sorgfältig herum, dreimal, viermal, fünfmal. Alles muss sich auf fünf ausgehen. Wie, denkt er, wie sollst du genau den Tee wieder finden. François knöpft den Mantel auf, zieht ihn aus. Was, denkt er, was wird ohne Kekse aus François werden. Er fingert nach der Schlaufe, hängt auf dem Kleiderständer neben der Tür den Mantel auf. Die Schuhe zieht er nicht aus. Langsam nähert er sich dem großen Spiegel. In exakt abgemessenen Schritten nähert er sich dem Bild, mit genau der vorgesehenen Geschwindigkeit. Bedrohlich nahe ist er dem Bild gekommen. Der Zusammenstoß ist unvermeidlich, diesmal, denkt er, wirst du mit ihm zusammenstoßen. Kurz davor schließt François die Augen, schlägt einen Haken nach links. Er ist erleichtert, zugleich fühlt er Stolz. Mit fünf Schritten ist er beim Schreibtisch. Auf dem Schreibtisch steht die Schreibmaschine. Links liegt der

Stapel mit weißem Papier, rechts der andere Stapel. Voll beschriebene Seiten bilden den zweiten Stapel, einzeilig voll beschrieben. François klappt den Discman auf, ängstlich: Die CD ist drinnen. Erleichtert steckt er sich die Kopfhörer in die Ohren. Die Armbanduhr legt er neben die Schreibmaschine. Dahinter stapeln sich Bücher, feinsäuberlich übereinander, Bücher über den Komponisten François Couperin.

Vom linken Stapel ein Blatt. Exakt an die Walze legen. Fünffmal drehst du die Walze. Wie weit, weißt du genau. Du hörst es, spürst es. Noch einen Knopf drückst du. Jetzt spielt das Gerät Musik. Ein Stück Klaviermusik spielt es. Gleichmäßig spielt das Klavier Töne. Auf Schnüre fädeln sie sich.

François komponierte die schönste Musik. Noch einen Knopf drückst du. Damit das Stück sich wiederholt. Alle zweieinhalb Minuten wiederholt es sich. Schön wie François komponierte niemand. Töne hämmern perlend auf Schnüren. Wiederholen sich alle zweieinhalb Minuten. Schreiben kannst du trotzdem nicht. Ohne Kekse und ohne Tee. Perlend hämmern Töne auf Schnüren.

Der Besitzer ist in Rente gegangen. Keine Kekse mehr, kein Tee. Dankt Kunden für langjährige Treue. Mehr sagt das Handgeschriebene nicht. Der kleine Keksteeladen hat geschlossen.

Aber Herr François! Bei so einem schönen Wetter im Zimmer sitzen. Gleich lasse ich frische Luft ins Zimmer. Ach, waren Sie schon draußen! Ihre Schuhe haben Sie auch noch an. Mich stört das nicht, wissen Sie, die Janka mischt sich da nicht ein, aber das muss doch unbequem sein, den ganzen Tag in Schuhen. Der Herr François wird doch nicht wieder den Wollmantel angezogen haben. Der ist doch viel zu warm. Gleich hänge ich den leichten heraus. Den wollenen nehme ich mit, in die Reinigung. Hören Sie die Vögel zwitschern? Dort unten sitzt eine Amsel. Da! Sie läuft über die Klopfstange! Eine ganz besonders fette. Würmer gibt es ja genug. Obwohl, es hat schon so lange nicht geregnet. Die Katze schleicht auch schon wieder herum, unten im Hof, die grau getigerte, die ein bisschen hinkt. Jetzt springt sie auf die Bank. Die weiß, wo es das schönste Sonnenplätzchen gibt. Eine Katze müsste man sein. Heiß ist es heute wieder. Wenn wenigstens ein Wind ginge, was sage ich, ein Lüftchen wär schon ein Segen. Aber nein, sie steht, die Luft. Kein Hauch von einem Lüftchen. So, und jetzt macht die Janka dem Herrn François eine schöne Kanne Tee. Ich frage mich, wie Sie diesen riesigen Vorrat aufbrauchen wollen. Da müssen Sie mindestens doppelt so alt werden, was sage ich, dreimal so alt. Also das wären dann – über hundert muss der Herr François werden, wenn er den ganzen Tee aus-

trinken will. Von den Keksen rede ich gar nicht. Sie sind ja noch so ein junger Mensch. Ich sag ja nichts, aber Sie sollten mehr unter die Leute gehen.

Du gießt die Tasse dreiviertelvoll. Einen Zuckerwürfel löst du auf. Fünfmal musst du fünfmal umrühren. Vier winzige Schuss Milch hineingeben. Das Keks nimmst du auseinander. Vanillefülle nur auf einer Hälfte. Mit Zähnen langsam Fülle abschaben. Überreste mit der Zunge ablecken. Zunge verteilt Geschmack von Vanillecreme. Mund ist auf Keks vorbereitet. Fünf Jahre hast du gelesen. Leben des Komponisten François Couperin. An einem Zehnten geboren wie du. Zehn geteilt durch zwei ist fünf. Orgel und Cembalo spielte er.

Du hast das Klavier gespielt. Gut hast du es gespielt. Nur François hast du gespielt. Nichts anderes als nur François. Nur nicht auf dem Cembalo. Klaviertasten hämmern Ton für Ton. Klaviertöne hämmern beherzt auf Schnüren. Gleichmäßig spielt das Klavier beherzt. Auf Schnüre fädeln Töne sich. Beherzt hämmern die Töne schnurgerade.

So ein junger Mensch ist der Herr François noch! Ich werde nächste Woche schon fünfundsechzig, stellen Sie sich vor, Ihre Janka wird fünfundsechzig. Da kann sie übrigens nicht kommen, die Janka, an ihrem Geburtstag, wissen Sie, weil da macht mein Enkerl mit mir einen Ausflug. Ich schicke dem Herrn François die Adriane, keine Sorge. Die Adriane wird Ihnen Ihren Tee bringen, die Kekse auch. Vom Tee ist ja noch genug da, wie gesagt, von den Keksen sowieso. Ich persönlich verstehe nicht, warum der Herr François nicht zur Abwechslung einmal Schokokekse isst, aber bitte. Die frische Wäsche bringt die Adriane auch. Ich nehme die schmutzige heute mit. Bis nächste Woche ist sie sicher fertig. Im Staubsaugen ist die Adriane noch besser als ich, stellen Sie sich vor! Die sieht alles, das können Sie mir glauben, jedes noch so kleine Staubkorn sieht die. Der Herr François wird zufrieden sein. Ja, ich weiß, das Klavier abstauben ist heikel, das große schwarze Klavier. Mit dem weichen Handschuh wird die Adriane das machen, genau wie die Janka. Dem Klavier wird nichts passieren, das schwöre ich Ihnen. Ich weiß ja nicht, was es mit diesem Klavier auf sich hat. Es braucht viel Platz. Bald füllt es das ganze Zimmer aus. Man kann es nicht einmal aufmachen. Ist doch immer zugesperrt! Schlüssel steckt auch keiner. Wie soll da jemand spielen können. Vielleicht kann der Herr François ja Klavier spielen. Können Sie aber nicht, weil es ja immer zugesperrt ist. Brauchen Sie noch etwas? Die Fenster mache ich wieder zu. Im Kühlschrank ist noch alles, was der Herr François gerne isst. Frankfurter Würstel, Gouda Käse, Extrawurst, hart gekochte Eier. Also wenn der Herr François für heute nichts mehr braucht,

dann gehe ich jetzt. Den Wollmantel nehme ich mit in die Reinigung. Morgen komme ich wieder. Der Herr François braucht sich keine Sorgen machen.

Lebensgeschichte von François Couperin schreibst du. Komponiert hat er siebenundzwanzig Suiten. Sieben minus zwei ist fünf. Komponiert hat er lustige Namen. Le Tic-Toc-Choc ou Les Maillotins. François komponierte die schönste Musik. Die Kunst des Cembalospiegels. Schrieb er siebzehn hundert sechzehn. Geht sich auf fünf aus. Darüber bist du sehr erleichtert. Geburtsjahr ist sechzehn hundert achtundsechzig. Eins plus sechs plus sechs. Plus acht ist dreiund zwanzig. Zwei plus drei ist fünf. Fünf ist eine schöne Zahl.

Die Zahl fünf liebst du. Siebzehn hundert dreiunddreißig starb François. Eins plus sieben plus drei. Plus drei ist vier zehn. Vier plus eins ist fünf.

Prinzen, Prinzessinnen lehrte er spielen. François Couperin hat sechzehn Buchstaben. Sechs minus eins ist fünf. Cembalo spielen lehrte er sie. La bandoline, les idées heureuses.

Fünf Stunden möchte François an seinem Schreibtisch sitzen, aber nicht in einem Stück. Nach zweieinhalb möchte er eine große Pause machen, in der Küche Würstel mit Ei essen. Bald kann er nicht mehr ruhig sitzen. Er muss aufstehen, herumlaufen. Er umrundet fünfmal das Klavier. Dann geht er den Flur entlang, bis zur Eingangstür, wieder zurück, geradewegs auf den Spiegel zu. Fast wäre er zusammengestoßen, mit dem Spiegelbild. Gerade noch schlägt er einen Haken nach links. Mit fünf Schritten erreicht er den Schreibtisch. Dann setzt er sich wieder. Seine innere Uhr zeigt ihm an, wann es mit der großen Pause so weit ist. Trotzdem liegt neben der Schreibmaschine die Armbanduhr, nur zur Sicherheit. Früher hämmerte er Couperin in die Tasten des großen schwarzen Flügels, sämtliche siebenundzwanzig Suiten für Cembalo. Er spielte sie am Klavier. Nichts anderes spielte er, nur diese siebenundzwanzig Suiten, schon als Kind. Die Eltern kauften ihm früh ein Klavier. Nur am Klavier konnte er still sitzen. Später hörten ihm viele Menschen zu, sehr viele Menschen. Doch das war, bevor die Angst kam, die große Angst. Eines Tages, während ihm wieder einmal sehr viele Menschen zuhörten, in einem sehr großen Saal, klappte er den großen schwarzen Flügel zu. Er ging nach Hause, sperrte den großen schwarzen Flügel im Wohnzimmer ab, warf den Schlüssel weg. Seither hämmert er in die Schreibmaschine. Niemand hört ihm dabei zu. Wenn er eine Tasse Tee leer getrunken hat, nimmt er die Kanne vom Stövchen, gießt die Tasse wieder sorgfältig voll, zu exakt Dreiviertel. Wie viel er nehmen muss, weiß er genau. Milch muss noch Platz haben. Umrühren muss er noch können. Er nimmt ein Keks,

bricht es auseinander, schabt die Fülle von der einen Seite, lässt beides im Mund zergehen, die Fülle, das Keks. Dann spannt er ein neues Blatt Papier ein. So wie er früher die siebenundzwanzig Suiten in die Tasten gehämmert hat, hämmert er jetzt die Lebensgeschichte von François Couperin in die Schreibmaschine. Das Leben des Komponisten verlief ereignislos, es hat auf einer einzigen Seite Platz. Immer wieder spannt er ein unbeschriebenes Blatt Papier in die Schreibmaschine ein, um es voll zu schreiben, mit einem Leben, das immer wieder auf einer einzigen Seite Platz findet.

Für Ludwig XIV. komponierte François. Eins plus vier ist fünf. Besondere Vorkommnisse gab es nicht. Die schönste Musik komponierte er. Gleichmäßig ist sein Leben verlaufen. Vom linken Stapel ein Blatt. Exakt an die Walze legen. Fünfmal drehst du die Walze. Wie weit, weißt du genau. Bei Fünf durchströmt dich Erleichterung.

Besondere Vorkommnisse kamen nicht vor. Wie in deinem eigenen Leben. Eine Seite reicht fürs Leben. Gleichmäßig verlief François Couperins Leben. Sein Leben auf einer Seite. Wieder ein Blatt nach rechts. Eine Seite voll François' Leben. Seine Nase war sehr groß. François Couperin, Sieur de Crouilly. Eine große Perücke trug er.

Töne hämmern perlend auf Schnüren. Jetzt einen neuen Bissen Keks. Bald gehst du zu Bett. Die Schuhe musst du ausziehen. Morgen musst du Kekse kaufen.

Etwas hat sich verändert, François sieht es von weitem. Die Scheiben der Auslage des Teeladens sind mit Stoff verhängt. Ihm sinkt der Mut, obwohl er das handbeschriebene Stück Papier noch nicht lesen kann. Er will die Schritte zügeln. Die Füße gehorchen ihm nicht. Gleichmäßig schreiten sie fort. Fast rennen sie ihn gegen die Ladentür. Angewurzelt bleibt François stehen, angestrengt liest er. Unverzüglich dreht er sich um, schlägt den Kragen des Mantels hoch, macht sich auf den Heimweg. Er könnte die U-Bahn nehmen, doch da sind große Fugen, droht Gefahr, verschlungen zu werden. Frische Luft ist sehr gesund. Er geht zu Fuß, nimmt denselben Weg zurück, den die Füße ihn hierher getragen haben.

Liesbeth Haddad-Kirchl

Mit vierzig jahren

der wut der zenithsonne
nicht widerstehen müssen:

aus dem grellen licht
des sommers
heimkommen dürfen
in die warme umarmung
des herbsts
in den herben duft
der abgeernteten scholle
heimkommen können
und doch
den winter
nicht fürchten müssen:

heimkommen können
in das haus der gedanken
das man schon lange bewohnt

U-zweihundertfünfunddreißig

und eine fahle sonne
aus den schnellen neutronen
vermehrt zur potenz.

draußen war ich
nackt in der heißen luft
und habe kommen sehen
die fische
bauchoben.

strahlende asche
siebe ich auf
mein haupt
und tanze ins meer.

die stille echot
irres gelächter.

C. H. Huber

fünfundsiebzig

gefährliche drohung
stolz es bis hierher
geschafft zu haben
einfach glück gehabt

also such dir was aus

denkst nicht wichtig genug
denkst vergessen unmöglich
machst kein drama daraus
und sowieso ambivalenz

lächelst gratulantInnen
fröhlich zu

So schrieb ich am 23. August anlässlich meines damals kurz bevorstehenden fünfundsiebzigsten Geburtstages. Nun, am 2. September, fehlen mir die Worte für ein Gedicht oder eine kurze Prosa, die eurer Feierstimmung gerecht werden könnten. Am Boden zerstört von einer niederschmetternden Diagnose der Ärzte für ein Mitglied meiner Familie, bin ich sprachlos, wortlos in literarischer Hinsicht. Wie gerne hätte ich dem Österr. SchriftstellerInnenverband fröhlich und vielleicht sogar satirisch gratuliert, ihm noch mindestens weitere 75 Jahre für seine wichtige Tätigkeit gewünscht. Doch jetzt bleibt mir dieser Glückwunsch beinahe im Hirn oder in den Computerfingern stecken.

Dennoch gratuliere ich, bitte arbeitet und feiert, lasst Euch feiern. Ihr habt auch in Zukunft einen wichtigen Beitrag zur österr. Kunst und Kultur zu leisten.

Malina Maria Jankovic

Meine Jahre

Die Tage vergehen und die Anzahl meiner Jahre steigt,
und dennoch blüht wieder alles wie im Frühling;
der Gesang der Vögel ist zu hören,
und die Honigbienen schicken sich an,
Pollen zu sammeln,
ich jedoch sammle die Scherben meines Herzens
das auf einmal zerbrach.

Die Sonne verlangsamt das Spiel
und verlängert den Tag;
die Uhrzeiger beschleunigen den Zeitenfluss,
und berauben mich meines Lieblingstraums.
Und ich sammle die Erinnerungen und süßen Reden,
aber auch falschen Hoffnungen,
wie Edelsteine.

Die kristallinen Strahlen des Mondes
verändern die Farbe des Grases,
die Form der Blütenblätter,
der Sträucher und der Kiefer,
und sie erkennen mich nicht mehr,
weil ich früher lächelnd
an ihnen vorbei ging,
aber diese Jahre vergingen
ohne dass sie eine Ahnung davon hatten.

Das Licht in Dir

Auf einer Wiese nahe der Donau
erblickte ich in dir das Mondeslicht;
mit deinen süßen Küssen auf meinen Lippen
sah ich es silbrig glitzern.
Leidenschaftliche Gedanken wurden in mir erweckt
und belebten jeden Nerv meines Körpers.

Aber auch das Sonnenlicht erglänzte in dir
und spiegelte sich in voller Schönheit in meinen Augen;
das Eis brannte in meiner Brust
und zerschmolz in voller Zärtlichkeit
über uns beiden.

Und plötzlich bahnte sich ein Stern seinen Weg
über deinen schwitzenden Körper
während sich deine Finger in meine Locken verflochten,
als würdest du das Licht wunderbarer,
vergangener Zeiten,
festhalten wollen.

Herbert Jan Janschka

Das achte Bier und seine Schulter

Dass ich, als ich nach Hause kam, eine Etage höher ging, war auf meinen Zustand zurückzuführen, etwas, was jedem, der einmal betrunken war, einerseits einleuchtend und andererseits bereits passiert sein wird. Ich dachte mir gleich, dass etwas passiert sein musste, denn dass der alte Wintersberger drei Stunden nach Mitternacht absichtlich seine Eingangstüre offenbleiben ließ, war noch niemals vorgekommen – wenigstens nicht in den wenigen Wochen, in denen ich in dem Mietshaus wohnte. Mein Anwalt wird natürlich recht haben, wenn er mir jetzt vorhält, dass ich nicht hineingehen und nachsehen hätte sollen, aber immerhin war der alte Wintersberger gewissermaßen ein Nachbar von mir, auch wenn er einen Stock über mir wohnte, und einer war, bei dem man sich Sorgen machen musste, wenn um diese Nachtzeit die Türe offensteht. Für mich ist mein Vorgehen nach wie vor logisch, menschlich und richtig – für die Polizei hingegen ist es ein glasklares Indiz, vor allem, als sie meinen muskulösen linken Oberarm sahen, der mich für alle noch verdächtiger werden ließ. Nein, ich dachte mir nichts dabei, als ich, nachdem ich die Leiche gefunden hatte, wieder aus der Wohnung kam und dabei die alte Reisenbauer fast über den Haufen lief, wie man dies in der Boulevardpresse wohl umgangssprachlich schreiben würde. Dass zu diesem Zeitpunkt alles gegen mich sprechen musste, ist mir heute klar und schlüssig. Aber dass gerade das, dass alles gegen mich spricht, mir das Le-

ben retten sollte, das ist für mich heute etwas Rätselhaftes, etwas für mich Esoterisches und vielleicht sogar so etwas wie ein Wunder. Aber lassen Sie mich die Geschichte so erzählen, dass sie auch verstanden wird.

Ich komme aus der Sulz, das ist das ländlichste Gebiet der ländlichsten Gebiete, das ist noch weiter entlegen als die Gegend hinter den berühmten sieben Bergen, das ist dort, wo die Verwirklichung des oft gebrauchten Satzes stattfindet, dort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, also der oft zitierte „A.“ der Welt. Bei uns, am „A.“ der Welt, gab es weit verstreute romantische Bauernhöfe und eine romanische Kirche und sonst nichts. Eine Volksschule hatten wir im Nebenort. Wobei Nebenort für einen Ortsunkundigen recht nahe klingt, aber ein Nebenort ist für uns Sulzer ein zweistündiger Fußmarsch. Diesen hatte ich als Kind jeden Tag vor mir, wenn ich zur Volksschule ging, und vor mir, als ich jeden Tag die Volksschule wieder verließ, um nach Hause zu gehen. Vier Stunden täglich, die ich mit der Zeit zu nutzen verstand, denn während ich ging, hielt ich meine Tasche vor mir, klemmte sie in meinen linken Arm, legte ein Heft darauf und schrieb mit der rechten Hand meine Hausaufgaben, oder ich legte ein Buch auf die links eingeklemmte Tasche und lernte oder las. Das ist auch der Grund, weshalb mein linker Oberarm so deutlich kräftiger ausgeprägt ist als mein anderer, sodass es jedem auffallen muss. Immer wenn ich diese Geschichte erzähle, beginnt der, dem ich sie erzähle, zu lachen, klopft mir auf die Schulter und meint, das wäre eine gute Geschichte. Vielleicht meinen Sie das jetzt auch, ohne mir allerdings auf die Schulter klopfen zu können.

Die Hauptschulzeit war die schwierigste für mich, was die Anreise betraf. Denn die Hauptschule stand im Nebenort des Nebenortes. Ortsunkundige, allerdings hinlänglich mathematisch begabte Leser werden jetzt vermuten, dass ich armer Junge einen vierstündigen Hin- und vierstündigen Rückweg zu bewältigen hatte. Aber das stimmt so nicht, denn der Nebenort und der Nebenort des Nebenortes war durch eine Busverbindung verbunden, was vor allem im Winter und dann, wenn es regnete, angenehm war, obwohl ich lieber zu Fuß ging als mit dem Bus fuhr, denn die Zeit im Bus war für mich eine verlorene, weil ich meine Tasche nicht in meinen linken Arm einklemmen konnte – dafür war in dem allmorgendlichen Busgedränge kein Platz. Ein Gymnasium gab es nur in der Stadt, und der zusammengezählte Fuß-, Bus- und Zugweg dorthin hätte pro Strecke mehr als fünf Stunden gedauert. Weil mir das nicht zuzumuten war, wie meine Mutter bemerkte, und ich, während ich mit der eingeklemmten Tasche über die Landstraße ging, auch schlafen hätte müssen, weil

ansonsten keine Zeit dazu gewesen wäre, wurde beschlossen, mich bei meinem Onkel unterzubringen. Der Onkel hatte keinen Namen, keinen Vornamen, keinen Nachnamen und nicht einmal einen Kosenamen, er hieß bei uns nur: der Onkel aus der Stadt. In der Bedeutung unserer Familie war dies gleichsam ein Adelsprädikat oder faktisch eine fast-akademische Würde. An bedeutenden Persönlichkeiten gab es in den Gesprächen unserer Familie den Herrn Pfarrer, den Herrn Doktor, den Apotheken-Magister, den Herrn Bürgermeister und eben den Onkel aus der Stadt.

Weil ich nicht nur ein guter, sondern mithin der beste Schüler war, wurde dem Onkel aus der Stadt empfohlen, mir nach dem Gymnasium ein Studium zu ermöglichen, was der Onkel aus der Stadt meiner Mutter auf dem Land dringend anriet. Dafür aber musste ich in die Hauptstadt, die so entlegen lag, dass selbst der Onkel aus der Stadt noch nie dort gewesen war. Mir wurde ein kleines Untermietzimmer gesucht, in das ich drei Wochen, bevor ich den alten Wintersberger fand, eingezogen bin, direkt darunter, direkt unter dem alten Wintersberger.

Ein paar Stunden, bevor ich den alten Wintersberger fand, traf ich mich mit ein paar unlängst gewordenen Freunden, die alle vier jeweils in einem Untermietzimmer wohnten, weil sie weit weg am Land aufgewachsen waren und ihnen die tägliche Anreise zur Universität ähnlich unzumutbar war wie mir. Ich weiß, dass wir zu viel getrunken haben, aber weil wir zu Fuß unterwegs waren, hatten wir kein schlechtes Gewissen, als wir das achte Bier bestellten. Wahrscheinlich war gerade dieses achte Bier schuld daran, dass ich, als ich mein Untermietzimmer suchte, einen Stock zu hoch lief und so die offene Tür des alten Wintersberger fand. Es ist ja bekanntlich immer das letzte Bier, das an allem die Schuld auf seinen Schultern trägt. Da mir die Situation seltsam vorkam, klopfte ich auf das offene Türblatt, rief den Namen des alten Wintersberger so laut, dass er es hören hätte müssen, und als er nicht antwortete, ging ich in seine Wohnung hinein. Normalerweise hätte ich dies nie getan, aber das achte Bier verbrüdete meine Neugier mit einem in mir noch nie dagewesenen Mut und beide, Mut und Neugier, gingen mit mir durch das Vorzimmer in das Wohnzimmer. Dort stand ein offener Kamin, daneben stapelte sich das Brennholz neben einem Holzpflock, auf dem das Brennholz offensichtlich klein gehackt wurde. Was ich neben dem Kamin nicht fand, war die Holzhacke. Die fand ich dann ein Zimmer weiter, im Schlafzimmer, im Schädel des alten Wintersberger. Da war es dann mit meiner Neugier vorbei und noch mehr mit meinem Mut,

und ich stolperte mit der muskulösen linken Hand vor dem Mund aufgeregt aus der Wohnung und direkt in die Arme der alten Reisenbauer. Natürlich wäre es besser gewesen, ich wäre stehen geblieben und hätte stotternd von meinem Fund erzählt, aber in meiner für mich verständlichen Panik lief ich ein Stockwerk nach unten und versperrte mich in meinem Untermietzimmer. Irgendwie bekam ich das alles nicht mit, als die Polizisten meine Untermietzimmertüre eintraten, mich anschrieten, sich auf mich warfen, mich auf den Bauch drehten, meinen linken Oberarm besprachen, mir Handschellen anlegten und mich abführten.

Heute weiß ich, dass mir keiner meine Geschichte, meine wahre Geschichte glauben konnte. Die Wahrheit der Polizei und der Zeitungen war wie oft eine andere als die wirkliche Wahrheit, nämlich die, dass ich mit meinen Freunden zu viel über den Durst getrunken hatte, nach Hause kam, eine Stiegedrehung höher ging, dem alten Wintersberger den Schädel entzweihackte und dann auf meiner Flucht über die alte Reisenbauer gestolpert war und mich am Ende in meinem Zimmer versteckte. Dass das alles keinen Sinn ergab, denn warum sollte ich den alten Wintersberger ermorden und warum sollte ich mich dann gerade eine Etage tiefer verstecken, wo mich jeder jederzeit finden konnte, dass das alles keinen Sinn ergab, war den mich verhörenden Polizisten nicht besonders wichtig und nicht ihre Aufgabe, wie sie meinen Anwalt anherrschten. Wichtig war ihnen, dass sie ihre Arbeit in wenigen Stunden erledigt hatten und sich auf die Schultern klopfen können ließen, denn so rasch hatten sie in den letzten zehn Jahren keinen Fall geklärt. In wirklicher Wahrheit haben sie auch diesen Fall nicht aufgeklärt, aber das wissen sie bis heute nicht.

Einen Tag nachdem ich verhaftet wurde erfuhr ich, dass das ganze Haus in die Luft geflogen war und alle Bewohner umgekommen sind, mit Ausnahme natürlich des alten Wintersberger, der ja bereits tot war, und mir, der ich im Gefängnis saß. Vorerst war ich abermals der große Verdächtige, weil angenommen wurde, ich hätte an den Gasleitungen hantiert, um den Mord am alten Wintersberger, den ich aber nicht begangen hatte, zu vertuschen, wozu ich aber nicht gekommen wäre. Nach weiteren Tagen stellte sich heraus, dass die Gasleitung einfach brüchig geworden war, was übrigens der Grund dafür war, dass sich der alte Wintersberger einen offenen Kamin kaufte und Holz hackte und dass diese undichte Gasleitung der Grund dafür war, dass das Haus nicht mehr steht, das immerhin zwei Weltkriege überlebte, etliche Währungsreformen und sogar das, dass der Hitler an ihm vorbeimarschiert ist. Übrigens soll das Haus, als es noch

sehr jung war, auch einmal den Kaiser zu Gesicht bekommen haben, worauf sich der Kaiser allerdings nie erinnern wollte und was in keiner mir bekannten Chronik vermerkt ist.

Oft, wenn ich in meiner Gefängniszelle liege, weiß ich nicht, ob ich dankbar dafür sein soll oder mich darüber ärgern, dass ich in der Gefängniszelle liege. Hätte ich nach dem achten Bier die richtige Etage erwischt und hätte mich niedergelegt, anstatt den alten Wintersberger zu finden, dann wäre mein Begräbnis längst gewesen, denn dann wäre ich mit all den anderen Hausbewohnern in die Luft geflogen und gleich weiter in den Himmel. Der Mord an dem alten Wintersberger wäre auch nie entdeckt worden, denn der wäre mit uns mitgeflogen, ein Stückchen über mir, und keiner hätte gehnt, dass seine Seele schon Stunden vorher in die Ewigkeit aufgefahren wäre. Vielleicht hätte sich ein Polizist über die Holzhacke in seinem Schädel gewundert, aber das wäre wohl an jeder Untersuchung vorbeigegangen.

Wenn nächsten Dienstag mein Prozess beginnt, dann wird mir das Urteil gleichgültig sein, denn ich weiß, irgendetwas hat das Leben noch mit mir vor, denn ich lebe, obwohl ich das eigentlich nicht mehr dürfte. Und die wahre Schuld daran trägt das achte Bier auf seiner schaumgekrönten Schulter.

Doris Kloimstein

une miniature

une coquille
deux personnes en centre de ville
trois pêcheurs dans le bateau
Französisch klingt irgendwie so
In drei Schritten will ich Vokabeln lernen –
wie schnell ich schreite, steht in den Sternen
première étape
deuxième étape
troisième étape
Ich schnaufe schon – papperlapapp

Rudolf Kraus

Notizen aus dem Dunkeln

Wer sich in seine ganz persönliche Hölle begibt, der weiß, dass dort unten kein Feuer brennt.

Es ist kalt, finster und leer.

Und so verhielt es sich mit dem Erwachsensein.

Das Ziel, das man jahrelang vor Augen hat, stellt sich im Nachhinein als Weg heraus, der niemals endet.

Oder zumindest so lange nicht, bis der Tod ins Leben tritt und diesem ein Ende bereitet.

Wir denken immer nur zwei Welten.

Himmel und Hölle.

Gut und Böse.

Lüge und Wahrheit.

Leben und Tod.

Doch was ist mit den Zwischenwelten, den Parallelwelten, den unsichtbaren und erdachten Welten?

Auch sie sind existent, manchmal stärker als angenommen.

Mit unseren Augen sehen wir nur das Unmittelbare. Was dahinter, dazwischen und möglicherweise davor liegt, erschließt sich manchmal erst in einem Abbild oder gar nicht.

Jetzt beginnt sicher wieder dieses volljährige Herumeiern, diese Fragen nach dem Warum, dem Wie, dem Wo, dem Wozu und so weiter.

Gerne und nur zu. Wer Antworten sucht und fordert, wird umso mehr Fragen finden.

Nur zu.

Es gibt kein Zurück. Der Weg ist das Ziel, ist die Frage und die Antwort.

Hinter den Birken verbarg sich ein leichtes Rauschen. Nicht das eines Baches oder eines Waldes. Nein, es war, als käme es aus der Erde oder aus dem Dahinter eines unsichtbaren Vorhangs. Meine Augen konnten nichts erkennen, folglich ging ich hinein in dieses Rauschen.

Kurz stellten sich meine Haare auf, eine leichte Gänsehaut überzog die Haut meiner Arme und meines Rückens, um sich augenblicklich zu häuten. Es fühlte sich an, wie wenn ich in ein riesiges Spinnennetz gelaufen wäre, aber da war nichts, nichts Sichtbares oder Greifbares.

Das Rauschen war nun plötzlich nicht mehr zu hören, richtig still war es geworden.

Nur ein schwaches Schaudern durchfuhr nochmals meinen Körper. Erst dann nahm ich das vielstimmige Konzert der Vögel wahr, das aus dem Wald hinter den Birken tönte.

Und dennoch ist es real, was wir empfinden, was wir wahrnehmen, irgendwie zumindest. Dabei dachte ich schon als Jugendlicher, dass die Gedanken und Bilder in meinem Kopf irgendwann diesen platzen lassen müssten. Bilder, die sich im Kopf einnisten und irgendwann als vollkommen neue Bilder abermals schlüpfen. Jene Bilder, die aus Erzähltem entstanden, dem die Zeit bereits viele Konturen entzogen hatte, waren überraschend bunt. Aber ausnahmslos in dunklen Farben, sehr dunklen Farben: Dunkelrot, Mitternachtsblau, Indigo, Kastanienbraun, Dunkles Schiefergrau und Schwarz.

Aus dem Dunkeln winkt die Zeit.

Sie singt das Lied der Vergänglichkeit, das Lied vom Werden und von der Ewigkeit.

Nobert Leitgeb

Schätzwert

„Die Leute kennen von allem den Preis, aber nicht den Wert“, spöttelte Oscar Wilde. Doch kennen wir den Preis? Auch für das Leben? Fürs Menschenleben? Dessen Preis ist ja sehr umstritten – und sein Wert erst recht. Doch lässt er sich überhaupt beziffern? Eine äußerst verzwickte Frage, die noch dazu nach Differenzierung schreit. Man möchte ja meinen, der Preis eines Menschenlebens sei unbezifferbar hoch. Zumindest des eigenen. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Ganz anders.

Unser Materialwert ist dabei ein problematischer Anhaltspunkt. Er ist nämlich enttäuschend gering. Unsere chemischen Komponenten, vorwiegend, H,

O, C und N, erbringen maximal ein paar läppische Euro. Weniger als bei einem Handy. Ernüchternd!

Ein zynischer Ansatz? Im Gegenteil, beeindruckend! Zeigt er doch, welche bewundernswerte Wertschöpfung in uns steckt! Denn das Ganze sollte doch mehr wert sein als seine Teile. Ist es auch. Meist. Bei Claudias Kuchen allerdings nicht.

Allerdings gibt es noch viel beeindruckendere Wertschöpfungen. Zum Beispiel Leonardo da Vincis *Mona Lisa*. Ihr Materialwert ist auch ein Pappenstiel, und doch ist das Bild unbezahlbar. Wenn es käuflich wäre, würde man über 400 Milliarden Euro berappen müssen! Tendenz stark steigend. Dagegen ist ein Mensch eine richtige Okkasion. Selbst wenn man käufliche Exemplare außer Acht lässt.

Doch lässt sich der Wert eines Menschenlebens überhaupt beziffern?

Ferdinand Raimunds *Wurzel* hat bereits bloß der Jugend schon 10.000 Taler geboten. Und das jährlich! Um wieviel höher würde er dann wohl sein Leben veranschlagen – wenn der Tod mit sich handeln ließe! Eben. Sein eigenes Leben hält man ja für unbezahlbar. Stände man vor der Wahl, würde man wohl alles dafür geben – und wollen, dass dies auch die anderen wollen. Doch die Realität sieht anders aus. Frustrierend anders.

Immerhin sollte ein Mensch wenigstens mehr wert sein als seine Baustoffe. Doch ist er das? Die Antwort ist ernüchternd. Der Schätzwert schwankt nämlich enorm – und kommt selbst im besten Fall bei weitem nicht an den der *Mona Lisa* heran.

Ökonomen taxieren den Menschen als „Humankapital“ nach dem Beitrag zum Bruttoinlandsprodukt, also verschieden hoch je nach Ausbildung, Stellung und verbleibender Erwerbsdauer. Doch selbst Rekordsummen wie 220 Millionen Euro für den Transfer des Linksaußen Neymar zu Paris St. Germain sind noch immer ein Klacks im Vergleich zur *Mona Lisa*.

Der Durchschnittsösterreicher ist aber billiger. Viel billiger. Bezogen auf ein monatliches Durchschnittseinkommen und lebenslange Erwerbstätigkeit beträgt sein ökonomischer Wert nur ca. 5 Promille der *Mona Lisa*. Am Beginn. Das ist nicht berauschend viel. Und dabei bleibt es gar nicht. Denn er verringert sich. Jahr für Jahr. Nach der Pensionierung platscht er de facto sogar gegen Null. Das ist ernüchternd. Aber zum Glück nur abstrakte Theorie – oder nicht?

Leider nicht. Tatsächlich wird jedem von uns ein Schätzwert zugewiesen. Und der hat sehr reale Konsequenzen. Die Altersarbeitslosigkeit ist eine davon. Hautnah bekommen wir ihn aber schon früher zu spüren, viel früher. Nämlich dann,

wenn wir krank werden. Denn das Füllhorn der medizinischen Maßnahmen wird nicht über alle in gleichem Maße ausgeschüttet. Der von der Krankenkasse finanzierte Aufwand ist nämlich gedeckelt. Für Gesundheitsökonomien ist dafür die medizinisch erreichbare Lebensverlängerung maßgebend – unter Berücksichtigung der erzielbaren Lebensqualität. Bei Jungen wird pro zusätzlichem Lebensjahr in bester Gesundheit ein therapeutischer Aufwand von ca. 60.000 € als Limit angesehen. Alten wird nur mehr ein Sechzigstel zugestanden. Das muss reichen – oder nicht. Das ist nicht wirklich beruhigend, zum Beispiel angesichts der Kosten für eine Herzschrittmacher-Implantation von bis zu 20.000 €. Denn bis zu welchem Alter sind bei Senioren noch weitere 20 Jahre in bester oder 40 Jahre in mäßiger Gesundheit zu erwarten? Eben. Wo doch die mittlere Lebenserwartung 80,7 Jahre beträgt. Das Limit hat also sehr konkrete Konsequenzen. Lebensbegrenzende Konsequenzen. Zumindest für jene, die es sich privat nicht leisten können.

Schon Karl Valentin hat festgestellt, *„der Mensch ist gut, die Leut‘ sind schlecht“*. Tatsächlich ist der Wert des Lebens von Individuen und „Leuten“, also der anonymen Masse, sehr verschieden.

Ein Kind, das in einen Brunnenschacht fällt, wird unter medialem Getöse zu retten versucht, koste es, was es wolle. Ein verhungertes Kind im fernen Afrika, möglichst im Großformat mit flehenden Augen und Tränen auf den eingefallenen Wangen, öffnet auch noch die Spenderherzen. Zwar nicht entscheidend, aber immerhin. Die geschundene Menge hingegen lässt ungerührt. Wie sonst ist es erklärbar, wenn kalten Blutes zugesehen wird, dass jährlich Millionen Kinder und Erwachsener an der rücksichtslosen Gier von Ausbeutern oder der Knausrigkeit der Gesellschaft an den Arbeits- und Lebensbedingungen jämmerlich zugrunde gehen?

Von den aktuell jährlich über 800 Millionen Hungernden muss ein Viertel sterben, davon ist jeder 10. Hungertote ein Kind unter 5 Jahren – und trotzdem steht der WHO nur ein jämmerliches Budget von erbärmlichen 30 Cent pro Hungernden zur Verfügung. Läppische 30 Cent ist also das (Über-)Leben wert! Natürlich anderswo, weit weg von uns. Auch Nächstenliebe hat ihre Grenzen, nicht wahr?

Bei uns hier ist das natürlich anders, ganz anders.

Doch ist es das?

Wieviel sind bei uns „die Leute“ wert? Wieviel ein Menschenleben, wenn es gilt, anonyme, doch statistisch belegbare Todesfälle zu vermeiden? Die Antwort

ist ernüchtern: Sehr viel bis erschreckend wenig. Durch Milliardeninvestitionen in Straßenbau und Verkehrssicherheit sowie gesetzliche Maßnahmen konnte innerhalb der letzten 10 Jahre die jährliche Rate an Verkehrstoten um 223 auf derzeit 410 gesenkt werden. Erfreulich – und teuer.

Anders ist es bei Luftverschmutzungstoten. Deren Zahl ist mehr als 13fach höher. Dabei ist die Farce um den Nichtraucherchutz noch gar nicht berücksichtigt. Wird hier also zur Luftreinhaltung zur Lebensrettung noch viel, viel mehr unternommen? Eben! Und das, obwohl es jeden treffen kann, Frauen, Männer, Alte und Kinder. Fahrbequemlichkeit zählt mehr als Menschenleben. Auspuffe und Schlotte sind wichtiger. Lungentote zum Schleuderpreis!

Im Gegensatz zu den Lebenden sieht die Sache bei Toten anders aus. Zwar auch mit großen Unterschieden, aber besser. Viel besser. Die sind nämlich mehr wert. Und das gilt nicht nur für Künstler!

Gerichtlich wird bei Toten lapidar der entstandene „Schaden“ geschätzt. Abgesehen von den Begräbniskosten wird der Wert des Toten durch den Ausfall seiner Versorgungsleistungen für Frau und Kinder bestimmt. Die Abgeltung des immateriellen „Schadens“ wird, wenn überhaupt, als Schmerzensgeld mit wenigen 10.000 € festgesetzt. Kinderlose Singles sind also Schnäppchen.

Auch Haftpflichtversicherungen zahlen für Todesfälle. Sie bemessen die Entschädigungssumme für Todesopfer je nach Alter und Position mit ca. 0,6 bis 6 Millionen Euro.

Durch geschickte Verwertung lassen sich für Tote aber auch viel höhere Beträge erzielen, vor allem bei gesunden Jungen. Bereits die inneren Organe können pro Stück Hunderttausende Euro einbringen. Dabei sind andere Schnäppchen aus dem humanen Ersatzteillager noch gar nicht berücksichtigt. Womit die Bezeichnung „totes Kapital“ eine ziemlich morbide Bedeutung erhält. – Allerdings muss erwähnt werden, dass der Handel mit menschlichen Organen untersagt ist. Bei uns – nicht weltweit!

In der Lebensversicherungspolizze kann die nach Ableben fällige Summe hingegen auch deutlich höher sein. Viel höher. Sogar so hoch, dass die andere Partnerschaftshälfte schon ins Grübeln kommen kann, aber hallo! Natürlich nicht zu Beginn der Beziehung. Da nicht. Aber später? Wer weiß? Meist sind ja die, die am wenigsten rechnen können, am berechnendsten.

Auch wenn es die meisten nicht wahrhaben wollen: Ein Menschenleben hat also einen Preis und einen Wert. Der Preis ist individuell verschieden, aber kei-

neswegs unbezahlbar hoch. Bezüglich vorbeugender Maßnahmen ist er politisch verhandelbar, doch das Alter drückt den Preis. Immer. Er kann jedenfalls beziffert werden und wird es auch – in einer nach unten hin erschreckend großen Spannweite.

Allerdings, wieviel jemand *wert* ist, das merkt man allzu oft erst an der Lücke, die sein Tod gerissen hat. Ein schwacher, ein sehr schwacher Trost.

Wenn überhaupt.

Anton Marku

Matura Jahrestag

Es war der 1ste Tag des 7ten Monats des Jahres mit zwei 2ern und zwei 0en dieses Jahrhunderts. 31 ehemalige Schüler des Gymnasiums „25. Mai“ versammelten sich, um den 20sten Jahrestag des Schulabschlusses zu feiern. Ich war 1er von ihnen.

Das Leben hatte uns auf der ganzen Welt verstreut. Nach langer Zeit trafen wir uns wieder in sozialen Plattformen, zuerst ich und Vera, dann sie und Andi, und so erweiterte sich das Netzwerk, bis alle gefunden wurden, um die virtuelle Gruppe „Goldene Generation“ zu gründen. Es dauerte nicht lange, bis jemand vorschlug, dass wir jetzt das Versäumte nachholen sollten, da wir am Vorabend des Krieges die Schule beendet hatten und keinen Maturaabend hatten. Gesagt, getan. In diesem Augenblick bekam ich zum 1sten x Schluckauf.

An diesem Samstagabend war der gemietete Saal wie selten zuvor mit Luftballons und Blumen geschmückt. Der Organisationsrat hat dafür gesorgt, dass alles nach Plan lief. Sogar die Preise lagen auf dem Niveau: 100 Euro pro Person. Aus Korrektheit muss gesagt werden, dass über diese Kleinigkeit niemand sprach.

Nach den Begrüßungsreden, die wie immer trocken und langweilig waren, legte der glatzköpfige DJ eine Musik von Balladen der 90er Jahre auf, und damit begann offiziell die Feier. Ich nahm 1 Glas Wein in die Hand und drehte 1 Runde von einem Tisch zum anderen, wobei ich nacheinander die Hände schüttelte, wie es die Höflichkeit vorsah: zuerst die Damen, dann die Herren.

Am 3ten Tisch gab Albert immer wieder neue Antworten auf alte Fragen: Wer hatte eine Affäre mit wem, wer hatte wen verlassen und wer wartete noch

auf wen. Nachdem er die Hälfte der Schule und 1 Viertel der Stadt namentlich erwähnt hatte, begann er über sich selbst zu sprechen:

- Über mein Privatleben kann ich Euch sagen, dass ich 2 x verheiratet und 3 x geschieden bin.

- Wie ist denn das möglich? – fragte Donika überrascht, welche wie in ihren besten Tagen schien, als alle sie „Top-Bombe“ der Klasse 12A nannten.

- Mit der 2ten wurde ich 2 x geschieden: 1 x vor dem Gericht und 1 x so „privat“. Im Einvernehmen, natürlich. Nach vielen Turbulenzen im Leben haben wir uns wiedergefunden und sind seitdem in einer Beziehung, die besser funktioniert als die Ehe.

Neben ihm sprach Alex über die Leidenschaft seines Lebens. Und das waren nicht Frauen, sondern Autos. Ich hörte diesen Satz von ihm:

- Was könnte besser sein als 1 Auto? Kann mir jemand diese Frage beantworten? – schrie er deutlich betrunken.

- 2 Autos. – war eine Stimme von hinten zu hören. Es war Victor's, der sich näherte und mich fragte:

- Und ... was machst du beruflich?

- Ich bin 1 zweibeiniges Wörterbuch geworden.

- Das heißt Dolmetscher, oder?

- Richtig, aber wie hast du das herausgefunden?

- Sehr einfach: du sprichst jedes 5te Wort auf Englisch aus. – lachte er, als wir anstießen.

Die längste Zeit verbrachte ich mit Edi, meinem Bankkameraden. Er war unrasiert gekommen und sah schläfrig aus.

- Wie hast du diese letzten Tage verbracht?

- Letztens war ich im Gefängnis.

- Im Gefängnis! Aber warum?

- Ich nahm an 1er Demonstration der Ehrenschwestern gegen die Eröffnung 1es Bordells in der Stadt teil. Die Lage eskalierte und die Polizei begann sie zu schlagen. Nach 1 paar Minuten fingen sie auch an zu schlagen. Als ich diese Szenen sah, konnte ich nicht unbeteiligt bleiben ...

- Und ...

- Und ... ich begann auch zu schlagen. Ich wurde verhaftet und 2 Wochen im Gefängnis festgehalten. Aber auch das ging vorbei. Das Bordell wurde jedoch eröffnet. Allerdings habe ich meinen Teil als aktiver Bürger dieses Landes geleistet. Jetzt höre ich, dass die Damen dieses Lokals damit begonnen haben, Unterschriften für 1 Petition zu sammeln, um das Kloster, in dem die Ehrenschwester leben, zu schließen. Man könnte annehmen, dass Tausende von Menschen es unterschreiben werden. Wie dekadent ist die Welt geworden? – fragte er, und nachdem er auf den Boden spuckte, setzte er fort, – nach 1er falschen Diagnose war ich vom Leben so enttäuscht, dass ich 7 x mein Testament schrieb, und immer wieder veränderte. Bis zu diesem Mal. Ich hinterlasse alles, was ich habe, meiner Katze. Genauso wie der Modezar. Und bei dir?

- Schach ist mein Hobby geworden. 64 Felder, wo sich 32 Steine bewegen, und ich habe an über 50 Turnieren weltweit teilgenommen. An 5% von ihnen habe ich einen der ersten 3 Plätze belegt.

- Spielst du gegen andere oder mit anderen?

- Beides, es macht aber auch Spaß.

Der Arme Edi: Er ist immer wie 1 geblendete Mücke durchs Leben gegangen und versuchte nun, seinen eigenen Schatten zu berühren. Ich hatte den Eindruck, er suchte nach etwas, das ihm helfen würde, sich selbst zu verprügeln. Für ihn war jeden Tag auch heute, gestern.

Gegen Mitternacht lächelte ich auch Elida an. Obwohl ich für sie immer etwas empfand, setzte ich sie manchmal auf die „zu erobern“-Liste. Öfters aber auf die Warteliste. Und so blieb sie draußen. Tatsächlich behauptet sie immer noch, dass wir 1 Nacht zusammen waren, was ich nicht glaube. Es war nämlich so: nachdem wir die Abschlussnoten erhalten hatten, hatten wir in dieser Nacht so viel getrunken, dass ich mich an nichts mehr erinnere, nur nackt in ihrem Zimmer aufwachte. Ich zog mich an und rannte weg, sobald sie mir zynisch sagte „weißt du ... die Premiere mit dir dauerte genau 1 Stunde: 8 Minuten Vorbereitung, 2 Minuten Handlung und dann 50 Minuten Diskussion, wie es bei der nächsten Gelegenheit besser sein wird.“ Ich bin immer noch davon überzeugt, dass sie alles erfunden hat. Ich kenne meine Fähigkeiten. Damals war ich noch jünger als heute, und der gesunde Menschenverstand sagt, dass ich mehr anbieten könnte, als sie behauptet.

Die Stimmung spitzte sich. Für 1en Moment gingen alle Lichter aus, dann gingen nur 1 paar gedimmte und farbige Lichter an, 1 Zeichen dafür, dass die

Zeit für den Paartanz war. Was ich kaum erwarten konnte, um sie zu einem Tango einzuladen, war sie, genau wie damals, in 1 dunkle Ecke gegangen. Sie war die einzige, mit der ich mich durch Blickkontakt verständigen konnte. Ich wollte diesen Fall nicht loslassen, näherte ich mich ihr und streckte vorsichtig meine Hand aus:

- Willst du mir das Vergnügen des 1sten Tanzen geben, Suzanne?

Sie hob die Augenbrauen, sah mich sanft an, wie sanft – sie schluckte mich ganz mit ihren kastanienbraunen Augen, trat 1en Schritt vor und sprach:

- Mit Freude, Herr Kollege!

Ich roch den Duft ihrer Haare, sobald sie ihr Gesicht auf meine Brust legte, wie sie es 1 x tat. Ich war überzeugt, dass meine Stunde gekommen war.

- Was ist mit dir, Arian, was gibts bei dir? – fragte sie.

- Was kann ich sagen: Schön und charmant zu sein, hat seine Vor- und Nachteile.

- Na ja ... und wie ist das Leben?

- Sehr schön, wenn ich dich sehe. – antwortete ich, und mir schien, dass sie vor Scham rot wurde.

- Aha, und was machst du, wenn ich nicht da bin?

- Dann denke ich an dich, in Wirklichkeit an uns, ständig und unaufhörlich. – lächelte ich süß, auf meine Weise.

- Du bist nicht der 1ste, der mir das sagt. Jetzt ist aber ganz anders. Ich habe einen Mann.

- Ja, ich habe es mitbekommen, aber zu Hause, nicht hier. Heute Abend bist du frei und heute Abend will ich mehr. – murmelte ich und spürte, wie meine Finger schwitzten.

- Wie viel mehr?

- Einfach mehr. Mehr als du damals anbieten konntest.

- Wie meinst du das?

- ... erinnerst du dich nicht? Du wolltest mit mir alles machen. Alles ... außer Sex.

- Ja und ... wo war das Problem?

- Das Problem war, dass Sex zu dieser Zeit für mich alles war.

- Aha ... ich verstehe. Und heute? Ist heute etwas anders?

- Ja, jetzt betrachte ich die Dinge mit anderen Augen.

- Mit welchen?

- Mit den Augen der Liebe.

- Wirklich nett. Dann schau nur, aber fasse mich nicht an. – sagte sie und ging fort.

Meine Knie ließen fast los. In meinem Himmel sah ich keinen Stern. In diesem Moment bekam ich zum 2ten x Schluckauf.

Im Hintergrund war das Lied „Be me-be I“. – zu hören.

Vor dem Sonnenaufgang wurde Tombola gespielt und Preise verteilt: „Rotlicht“ Gutscheine, Massageöl und Kondome extra-small.

Seit die Feier vorbei war, hat keiner etwas auf Facebook geschrieben. Alle sind „Hallo-Freunde“ geblieben. Bis heute noch.

Ilse Pauls

Geburtstag

Tage abgerissen

Monate vergangen

Jahre dahingeeilt.

Sag nicht,

es bedeutet dir nichts,

die Zahlen sind dir egal –

du spürst es doch

in den Gliedern

im Bewegen,

im Blick in den Spiegel –

dass dir nicht mehr viel Zeit bleibt,

um alles zu erleben

alles zu sehen,

wonach du dich sehnst.

Macht Geld Glückliche?

Geld macht glücklich!, so lautet derzeit ein TV-Werbespot für das neue Kabarett-Programm im „Gimpel“. – „Mama, stimmt das, dass Geld glücklich macht?“, fragt der kleine Roland seine Mutter verunsichert ... „Und warum sagst *du dann öfters*, dass Geld *nicht* glücklich macht?“ Kinder wollen eben alles wissen. – „Na, wenn man *kein* Geld hat, macht es schon glücklich, wenn man eins bekommt!“, antwortet die Mutter, „aber wenn man so halbwegs sein Auskommen hat, dann braucht man schon noch etwas anderes dazu, damit man glücklich ist.“ – „*Mich?*“, strahlt der liebe Roland. „Ja. Häschen!“, lacht die Mutter und schenkt ihm ein Küsschen. – „Aber, wenn wir genug Geld haben – oder eigentlich der Papi, der *dir* das Haushaltsgeld gibt – *ich* aber noch keines, dann macht es dich doch sicher glücklich, wenn du mir eines gibst, und ich mir davon einen neuen *CD-Player* kaufen kann?“ – Roland ist erst acht, denkt aber schon recht logisch – nicht nur, wenn er sich im Schachspiel versucht ... Aha, daher weht also der Wind!, denkt die Mutter belustigt: Es geht, wie immer, doch ums liebe Geld! (Ums *liebe Geld*, habe ich eben gedacht, schilt sie sich selbst, aber es ist eben so eine Redensart).

„Wie viel brauchst du denn?“, sondiert sie vorsichtig. – „Hm, nicht viel! Nur dreißig Euro – ungefähr. Weißt du, das Geschäft, in dem ich den Player gesehen hab’, wird bald geschlossen, und so gibt es dort jetzt alles zum *halben* Preis! – Auch Lego und Playmobil übrigens ...“ – „Lauter Schnäppchen also“, überlegt die Mutter. „Na, gut, wenn das *so* ist!“ Und sie holt tatsächlich dreißig Euro aus ihrem „Geheimfach“, dem Täschchen mit den Lockenwicklern, wohin sicher keiner schaut, und überreicht sie ihrem kleinen Sohn, der bald darauf glückstrahlend mit dem Player in der Hand wieder bei ihr aufkreuzt ... „Stell dir vor, er hat sogar nur *siebzig Prozent* vom *reduzierten* Preis gekostet, weil das Geschäft schon übermorgen zusperrt!“, triumphiert Roland. Vom übrig gebliebenen Geld hab’ ich mir sogar noch ein verbilligtes Lego kaufen können! Alles zusammen dreißig Euro! Toll – nicht? Muss ich dir das Lego abzahlen, sobald Tante Mimi meinen Spar-Hamster wieder nachgefüttert hat?“ Treuherziger Blick. – „Nein, nicht nötig!“, wehrt die Mutter großzügig ab. – Was natürlich sehr erfreulich ist, ein echter Glücks-Zufall! ... „Ist aber nur ausnahmsweise so“, setzt sie vorbeugend hinzu.

„Jetzt sind *wir beide* glücklich!“, strahlt der Bub. „Hoffentlich lange, wenn der neue Player und der Adapter auch lange halten!“ – „Wir müssen eben gut

darauf aufpassen!“ , kommt die mütterliche Mahnung. „Noch dazu, wo es ja keine Garantie mehr geben wird, weil das Geschäft dann geschlossen ist.“

Die dreißig Euro sind nun zwar *perdu*, aber niemand kann bestreiten, dass beide, der liebe Roland *und* seine Mutti, Glück gehabt haben ... und es hoffentlich weiter *haben werden*, und dass *beide* jetzt, wo sie noch dazu viel Geld *gespart* haben – trotz (oder gerade durch den) Playerkauf –, so richtig *glücklich* miteinander und überhaupt mit aller Welt im Einklang sind!

Gottfried Pixner

Aphorismen

Historiker sind die Zeremonienmeister der Weltrauer.

Die lauernde Drohung: Das Alter, in dem man nicht mehr der Alte ist.

Die Frauen sind ein Rätsel – und *so* sollte es auch bleiben!

Erst *Rodin* hat dem Denken *Gestalt* verliehen.

Reisen bildet – die Vorurteile werden welthaltiger!

So klein, kaum ein Gehirn – und doch schon voller Hintergedanken.

Der zeitgenössische Mensch schrumpft – so will's die Praxis des egotriefenden Phänotyps – zum Ansprech-Partner, zum nickenden Pappkameraden.

Der Menschenfeind. Ein von einem Seuchenteppich umzingelter Selbsthasser.

Erziehung: mühselige Nachbesserungen an den elterlichen Erbanlagen.

Das Bewusste formt das Bügelfalten-Ich. Im Unbewussten aber ankert unsere *Authentizität*.

Moralisten sind Leute, die unsere archaische Schimpansen-Seele aufpolieren wollen.

Aphorismen sind die Tränen der Moralisten.

Die *Würde* des Menschen – wenn das nicht nach Konjunktiv klingt!

F. ist jetzt beim Wasserwerk. Sieht sich seither als *leitender* Angestellter.

Die letzte Wahrheit – ein Fisch, *zu klein* für unsere Netze, *zu groß* für unseren Verstand.

Im Zwielflicht flackern die Augen der Fanatiker am besten.

Acht Millionen Österreicher. In der Mehrheit Zitronenmenschen, die beim Auspressen *sauer* reagieren.

Wer gleich auf den Bauch fällt, lässt sich *leichter* in den Hintern treten.

Küsse sind die Sonnenkringel der Regentage.

Hilde Schmölzer

Die weiße Nacht

Der Hof war sehr still. Sein erstarrter Atem brachte Schneeluft und herbe Frische. Schnee! Dünn und nur vorübergehend lag er auf den Dächern, auf den Steinfließen. Wie ein ängstliches weißes Kleid, das der Nachtwind zerreißen konnte. Eine jungfräuliche Pracht, deren Unberührtheit nur kurzes Leben beschieden war. Eine Nacht durfte sie träumen- fleckenlos rein, zum dunklen Himmel empor und zum harten Blinken der Sterne. Dann würde sie im Schmutz zertreten werden und in braunen Bächen von den Firsten weinen.

Aber noch war sie makellos – und die Stille schien unendlich.

Plötzlich aber klorrte sie und zerbrach. Ein helles Viereck schlug auf den Schnee und eine Frau beugte sich aus dem Fenster. Hinter ihr glühte es warm und wohnlich- ein rotes Auge, das sich in einer stummen Nacht geöffnet hatte – vor ihr aber stand das schwarz-weiße Übereinander der Dächer, die bleiche Stille und ein Mond, der dünn und schief in den schmalen Hof hing. Einen Augenblick lang griff etwas Seltsames nach ihr: Sehnsucht und eine atemlose Einsamkeit. Die kalte Nachtluft drang unter ihr dünnes Hemd und sie fröstelte. Rasch trat sie einige Schritte zurück in die warme Helle des Raumes. Ihr Blick suchte die vertrauten Gegenstände- baute sie gleichsam schützend gegen das unbekanntes Dunkel. Aber die Nacht quoll schwarz durch das geöffnete Fenster- unaufhörlich und lautlos. Sie löschte die Begrenztheit des Zimmers und machte die Wände durchsichtig. Sie war überall, sie war allgegenwärtig.

Die Frau stand in der Mitte des Raumes, der kein Raum mehr war, und die Kälte kroch über ihre Beine. Dann begann sie zu gehen- sie ging mitten hinein in die stille, weiße Nacht. Über Straßen, Plätze, unter Torbögen, über Brücken. Und überall, wo sie hintrat, war der Schnee makellos rein und unberührt. Sie

war allein. Allein unter hohen Mauern und toten Fenstern, die ihr kein Zeichen gaben. Und sie ging! Sie wunderte sich nicht über die Stille dieser riesenhaf-ten Stadt, über die kulissenhafte Strenge ausgestorbener Häuserschluchten. Sie dachte auch nicht an das Ende der Strassen. Sie ging! Weiter und immer weiter.

Dann begann sie zu frieren und die wattige Weiße legte sich schwer auf ihre Lungen. Sie wagte nicht zu rufen- aus Angst vor dem Klang der eigenen Stim-me. Verwunschen ging sie durch tote Häuserreihen und über eine gespenstig schimmernde Schneedecke. Und die Einsamkeit war so grenzenlos, dass sie da-rüber zu erstarren begann.

Aber da öffneten sich die Mauern, wurden durchsichtig, durchscheinend von einer dahinter liegenden Helle. Sie trat ein, sie betrat den Raum, fühlte Wärme und schloss behutsam das Fenster. Und das leise Klirren der Scheiben flatterte über die Dächer, um dort mit den weißen Windfahnen zu tanzen.

Hilde Schmölzer

Das Dorf meiner Kindheit

Das Dorf meiner Kindheit

am See

vor fast hundert Jahren.

Und es ist Krieg.

Der Führer schaut von der Wand des Klassenzimmers

über die gesenkten Köpfe schreibender Kinder.

Dort, wo bald ein Kruzifix hängen wird

über einem Inferno von Blut, Asche Tränen und Staub.

Hilde Schmölzer

Das ist der Tag

Die Sonnenschiffe taumeln
vom Mittag her
ein blauer Strom
mein Blick
köpft tausend Schattenblumen.

Doch das Boot
auf der anderen Hälfte des Tages
wer wird kommen
und den Kiel lösen
aus den Traumbildern verwunschener Augenblicke.

Und dann
die kurze Lichtminute
im Aufwärtsschaun
das Zwischenland
die Losung
hinter dem Bug

Und die aufsteilenden Städte
und der Keil des grauen Lichts
im kenternden Schaum
der Menge.

Und er geht
das Beil des Ungentügens im Nacken
hinter ihm
brechen die Türen.

Und er hebt
den gemeißelten Fuß
gleich jenem
des bronzenen Gottes
hin zu den Masken
der Totgegläubten
in deren offene Münder

die Gezeiten stürzen
während der Strom sich hebt
in die Wiege des Nordmeers

Und er reißt
die Sonnen aus ihren Zelten
und er malt
das Frührot auf sein papierenes Schild
und im wechselnden Mond
fasst er den Stein
um zu treffen
die Stirne des Gegners.

Das ist der Tag
an dem der Möwe Flug
das Eis zerspellt
und ihr gekrümmter Rücken
hinreicht
zu den rotgoldenen Türmen
Ahasvers

Und die gekauften Bräute
Fassen die Ruder
Und der Mond säuft
weiße Milch
aus den Sichelschuhen
leerer Festlichkeit.

Und in dunkler Schuld
falle ich
über die zerpfückten gärten
meiner Väter

Und dann kommt
die Herrschaft grauer Ammen
wenn die Schwertkämpfer
gewichen sind
die Tage
weiser Ammen

deren Steinzeitlächeln
ungebor'ne Kinder küsst
und deren Amulette
die ausgewaschenen Wunden
fremder Toten kühlt.

Und stumme Engel
tragen auf Witwenflügel
die Trauer
hinüber zur Andacht.

Martina Sens

Coronachterbahn

Im Käfig. Ich sitze im Käfig und ich wurde entmündigt. Was ist mit mir?

Nein, ich denke nicht, dass ich ein Tier bin und eigentlich sollte man ja auch keine Tiere einsperren. Einsperren ist überhaupt eine völlig menschenunwürdige Verhaltensweise. In jedem Fall sollte nach anderen Möglichkeiten gesucht werden, als lebendige Wesen einzusperren.

Es ist schuld. Oder auch nicht. Es trat in mein Leben wie ein Stacheldraht, wie eine Atemblockade.

„Du musst stark sein“ sagt es und ich bin mir nicht ganz sicher, wie ich das verstehen soll. Muss ich stark werden, um mit ihm leben zu können oder muss ich stark sein um ohne es leben zu können? Muss ich stark werden, um das Gefängnis zu ertragen oder muss ich stark werden um auszubrechen aus diesem Gefängnis? Und was ist schon Stärke?

„Du Winzling redest von Stärke? Woher nur nimmst du die Sicherheit, dass ich dir Glauben schenken müsse?“ Ich mochte es nicht.

Ich gehöre zu den Glücklichen. Mein Käfig ist groß und grün. Ich kann mich darin bewegen. Was ich normalerweise daran genießen kann entpuppt sich jetzt als lähmende Blase aus Monotonie. Ich könnte diesen großen, grünen Käfig einfach wie gewöhnlich benutzen, doch es macht es etwas mit mir, mit meinem Kopf, dieses Gefangen-sein. Alles Vertraute wird beengend.

Ich habe Angst. Angst, dass mir mein Leben, meine Lebensweise, auf immer

genommen wird. Es kann das eigentlich gar nicht, aber es trägt die Schuld daran. Es macht mir keine Angst und doch ist es für meine Ängste verantwortlich.

Nein, ich habe nichts verbochen. Ich habe niemanden bestohlen, bedroht oder verletzt. Im Gegenteil. Ich versuche immer jedem zu helfen und für jeden da zu sein – so gut ich kann. Aber auch das darf ich nicht. Ich darf nicht mehr helfen.

Durchatmen und positiv denken. Funktioniert. Begrenzt.

Eine Zeit lang tat ich Dinge mit Freude, die ich sonst eher selten tue. Lange Zeit war das Haus nicht so ordentlich und so sauber wie jetzt. Und das erfreut mich auch – ein bisschen. Ich habe ausgemistet und Fenster geputzt. Auch ein gutes Gefühl – für kurze Zeit.

Es macht etwas in meinem Kopf, dieses Wissen, nicht mehr Herrin über mich und meine Lage zu sein.

Sie sagen, es wäre wichtig, mich vor der Welt zu schützen. Aber was, wenn ich nicht geschützt werden will? Ich bin entmündigt.

Sie sagen, die Welt müsse vor mir geschützt werden. Aber sie wissen nicht, wie harmlos, wie gesund ich bin.

Mein großer, grüner Käfig und diese Einsamkeit – warum schützt mich niemand davor?

Die Lager sind gespalten. Die Jungen gegen die Alten, Gesunde gegen Kranke, doch alle reden von einer neuen Solidarität. Ich versuche mir einzureden, dass ich daran glauben könnte, aus der derzeitigen Situation könne durchaus etwas Positives entstehen.

Ich scheitere.

Die Klopapiermauer türmt sich hoch und scheint für Solidarität nicht permeabel zu sein.

Ich sehe, was Menschen tun. Ich höre, was Menschen sagen. Und dann komme ich zu dem Entschluss, dass es gänzlich unmöglich zu sein scheint, dass die Welt mit diesen Menschen eine bessere werden könnte.

Die Sterbenden müssen alleine sterben und die Lebenden müssen alleine leben. Isolation wird zur neuen Religion erhoben. Der Mensch ist ein soziales Wesen. Sozial gibt es nur noch übers Internet. Welch Widerspruch.

Wir schaffen das. Doch wer ist wir? Wir sind gespalten.

Ich bin gespalten. Ich will raus aus meinem großen grünen Käfig. Ich bin eine Gefangene ohne Fesseln und ohne Aufgabe.

Es ist Frühling. Ein wunderschöner, warmer Frühling. Ich genieße die Sonne und die Natur um mich herum. Ich stehe auf, wann immer ich will und ich gehe schlafen, wann immer ich will. Die Tage plätschern dahin, inhaltslos und ohne Verpflichtung. Leider auch ohne Sinn.

Beim Aufstehen ist schon klar, dass das einzig wirklich Nötige an diesem Tag das Schlafen sein wird.

Lebensfreude sieht anders aus.

Ich habe keineswegs Angst vor diesem Winzling. Ich habe Angst vor den Menschen, vor ihren Machtausübungsexzessen, vor ihrer Duckermertalität, vor ihrem hausverstandsbefreiten Jasagertum.

Frühling. Ein wunderschöner Frühling. Ein trauriger, einsamer Frühling.

Nicht nur in meinem Kopf wird etwas geschehen sein. Auch in den anderen Köpfen wird etwas passiert sein. Die Frage ist jetzt, was davon zurückbleiben wird.

Wird es die Angst der Menschen vor Menschen sein? Wird es der misstrauische, schon fast hasserfüllte Blick sein, den man mir zuwirft, wenn ich auch nur in die Nähe eines Mit-Menschen komme?

Die äußerlichen Gefängnisse werden langsam wieder abgetragen. Doch was passiert mit den Gefängnissen in den Köpfen, mit diesen immateriellen, unsichtbar umklammernden?

Werden die Kinder verstehen, dass die ganzen Menschen, vor denen sie sich wochenlang gefürchtet haben, weil man ihnen sagte, man müsse sie fürchten, jetzt plötzlich nicht mehr furchterregend sind? Werden wir uns jemals wieder umarmen können ohne einen leichten, schalen Beigeschmack von Krankheit und Tod zu schmecken?

Was haben wir den alten Menschen angetan? Werden sie verzeihen können, die, die das alles erleben mussten und jene, die einsam und erbärmlich ohne Trost und Zuspruch gestorben sind?

Der Tod als Schreckgespenst der Welt. Sieben Milliarden leicht gelenkte Marionetten. Werden wir wieder wissen können und wollen, dass der Tod Teil des Lebens ist, dass es völlig natürlich und unumgänglich ist zu sterben?

„Winzling, du bist nur einer von Millionen. Sie haben dir viel Bedeutung zu-

gemessen. Ich hoffe nicht, dass genau diese immense Beachtung dich dazu animieren wird, uns wieder heimzusuchen. Du hattest deinen Spaß – nun gönne uns den unseren wieder!“

Martina Sens

die zahlen

während man
die zahlen
im auge behält
verliert man
die menschen
aus selbigen

in stillen stunden

in stillen stunden höre ich wieder
das schreien der entkörpernten glieder

70 Jahre nach kriegsende –
im vergessen war man behände

doch alle die gequälten seelen
sagen uns wir müssen wählen
zwischen eigenverantwortung
oder dem erneuten sprung
in die tiefen von menschlichem hass

noch immer haben welche ihren spaß
wenn andere sich zu tode fürchten...

in stillen stunden erdrückt mich fast
die angst es wird bald wieder vergast

Martin Stankowski

Alles so weit, so weit.

Kindergedanken zur Unendlichkeit.

Amelie lag im Garten im Gras. Auf dem Rücken, längslang die Beine, breit hinauf gestreckt die Arme. Manchmal schlug sie nach den Mücken, zum Glück keine Bremsen, und Bienen, eigentlich nur des Spaßes halber. Kleine dunkle Punkte, welche sie letztlich gar nicht beachteten. So gestikulierte sie eigentlich in das Gesumme hinein. Ein wenig kreuz und quer halt. Das konnte sie auch bei geschlossenen Augen. Sie traf sowieso keine von den schnellen Fliegern. Doch in dem Halbdunkel unter den Lidern wanderten helle Punkte auf und ab. Immerhin war heute ein Sonnentag. Sogar ungetrübt, der Wind fächelte leicht. Grad angenehm. Die Großmama werkte in der Nähe. Ein wenig hacken, ein wenig pflanzen. Spritzte sie nicht gerade schalkhaft ein paar Tropfen herüber, verstärkten die Geräusche nur die Stille. Komisch, empfand Amelie. Bis sie fand, die Laute, ohnehin nicht stark, auf dem nein in dem Grün vergrößerten nur das Gefühl der Ruhe. Ist das jetzt Frieden, fiel ihr ein. Da machte sie rasch die Augen wieder auf. Ein wenig zum Prüfen. Aber sie verspürte keine Lust, den Kopf zu wenden. Stattdessen schaute sie hinauf. Nichts gab es da als das Blau. Nein, stimmte nicht ganz: Es gab nicht einfach ein Blau. Zuerst erschien eine etwas milchige Helle, danach folgte ein Hellblau. Das unmerklich zu einem stärkeren Blau wurde. Immer intensiver im Farbton. Der zog sie richtig an, von nun an schien ihr Blick unweigerlich noch weiter hinauf zu wandern. Oder galt ein tiefer hinauf? Ging das überhaupt: Höhe und Tiefe zugleich? Vielleicht funktionierte so etwas doppelt Gleichzeitiges, weil sie genau genommen gar nichts greifen konnte. Die Luft merkte man doch erst, wenn es unangenehm kalt war oder ein stärkerer Wind ging. Sonst nannte man das, sie hatte es gelernt, Atmosphäre. Das war ein Fremdwort, trotzdem brauchten alle Menschen das Zeug irgendwie zum Atmen. Und es musste nicht immer nur angenehm sein. Wenn ein Gewitter drohte, sagte man, sie sei geladen. Das allerdings kannte Amelie durchaus aus der Schule, da herrschte dann dicke Luft. Zuhause nur ganz selten! Also, ob nun mit oder ohne Atmosphäre, der Himmel wirkte keinesfalls keineswegs wie ein Nichts. Schließlich sah Amelie ja die Farbe, heller oder dunkler. Das heißt, um genauer zu sein: je weiter weg umso dunkler.

Jetzt kamen ein paar Wolken angeschwommen. Langgezogene und dicke mit Wölbungen. An den Seiten mussten sie gar nicht geballt sein, dort mochten sie zugleich, darum gleich daneben, ausfransen. Amelie erkannte Bilder, Drachen

und Zelte und Büsche und Schiffe. Ja, die verschiedenen Formationen segelten hindurch, das Wort passte haargenau. Indem sie da segelten, veränderten die Wolken nicht nur sich selbst, sondern ausdrücklich die Himmelweite. Ganz einfach, weil sie näher waren. Das, was um sie und unter und hinter und über ihnen blieb, ergab einen Raum. In diesem Raum, der alles dort oben umfasste, erschien manches näher und manches einfach weiter weg. Amelie kniff leicht die Augen zu, da vergingen die Figuren und entwickelten sich zu viel flacheren Schemen. Nahm Amelie jedoch die ganzen Wolkenhaufen in den Blick, wurde das Dahinter oder besser das Darüber nur noch unbestimmter in seiner Ausdehnung. Irgendwie schrecklich ausgedehnt. In alle Richtungen.

Amelie riss die Augen auf: Wo wollte da der kleine Mückenschwarm hin? Zu den Wolken? In die Wolken? Amelie folgte dem Schwarm, nun wirkten die inzwischen immer dichter aufeinanderfolgenden Wolken bald sogar fast, als ließen sie sich von Amelie greifen. Stück um Stück baute sich auf. Nichts von durchsichtig, niemand konnte hinein, nicht einmal ein Blick. Amelie begann zu starren. Als sie es bemerkte, stellte sie fest, die Wolken hatten sich schon wieder verändert. Überdies gab es nunmehr neuerlich überall Lücken, schmälere und breitere, in stetem Wechsel der Größe. Jetzt schaute Amelie durch diese Wolkenlöcher wieder direkt durch: Ganz hinauf. Wo die Sonne vom Himmel strahlte. Dahinter schien es weiter und weiter zu gehen. Und wo hörte das auf? Wohin entwickelte sich das? Ging das ewig? Jedenfalls: gigantisch!

Ein mächtiger Wolkenturm schob sich vor die Sonne, sein Schatten dunkelte die Wiese ein. Wie es aussah, für lange. Amelie begann zu frösteln, sie stand auf und lief zur Großmama.

Zoe lag am Strand am Meer, genauer im Ausland hoch oben an der Nordsee. Ferien, der zweite Tag, faulenzten auf dem Bauch. Nach dem Bauen von Sandburgen, die sie mit den ersten Freundinnen gegen die Brandung verteidigte. Und zum Schluss doch aufgab. Traurig machte sie das nicht, denn dieses Hin und Her gehörte einfach zum Spiel. Die anderen Kinder hatten sich verzogen, zum Duschen und Fernsehen und Turnen und Spielen. Jetzt genoss sie es, für einmal allein zu sein. Alles fühlte sich nach der intensiven Sonnenstrahlung – sie hatte die Brille mit den dunklen Gläsern aufgehabt, jetzt aber legte sie sie ab – noch rundum warm an. Zum Lesen fehlte die Lust. Darum lag sie auf dem Bauch, der Körper ausgestreckt, die Arme unter dem Körper. Manchmal streckte sie eine Hand aus, malte Figuren mit möglichst tiefen Rändern in den Sand. Ansonsten schaute sie auf das Meer, das sich vor ihr dehnte. Ein Sommertag,

die Luft bewegte sich nur gering. Es kribbelte minimal auf der bloßen Haut. Eine leichte Brise nannte sich das, erinnerte sie sich korrekt. Als Landratte, zusätzlich noch als Kind aus den Bergen, musste man einiges Neues lernen, das machte Spaß.

Diese Brise strich über das Meer zu ihr hin. Doch die Wellen kamen, überlegte Zoe, kaum durch dieses leichte Lüftchen zustande. Trotz des weißen Schaums blieben sie, wie nannte sich das richtig? ziemlich flach. Die kleinen Erhebungen entstanden entfernt auf der leicht schaukelnden wenngleich gesamthaft, von hier aus, glatt wirkenden Wasserfläche und in der Nähe des Ufers warfen sie sich ein wenig auf. Das war alles, nichts von hoch. Deshalb rollten sie nicht, wie das in den Erzählungen gerne ausgedrückt wurde. Sie flossen sozusagen auf den hier ein wenig gröberen Sandkörnern auseinander. Wenn da nicht eine Burg stand, ja, ja, so spürte man freilich gleichwohl eine gewisse anhaltende Kraft. Nun, das passierte vorhin, im Moment schaute Zoe ja auf das Wasser. Langweilig wurde es ihr nicht. Obwohl nur das Wasser vor ihr stand, nein es stand nicht, siehe die Wellen. Aber es lag auch nicht so einfach da, siehe noch einmal die Wellen. Sollte sie sagen, es breitete sich vor ihr aus? Schwamm drüber, trotzdem oder gerade deswegen gab es für Zoe einiges zu beobachten. Sie musste nur genauer hinschauen, sich ein bisschen konzentrieren. Hellblau wirkte das Wasser in ihrer Nähe. Sah sie von dem bisschen Weiß der Gischt ab, natürlich. Gischt, wieder ein aufgeschnapptes Wort, hoffentlich war es okay. Wie auch immer, blickte sie weiter hinaus, erschien die Farbe dunkler und noch dunkler. Dann, vielleicht sogar deshalb wirkte das Nass zugleich entschieden ruhiger als direkt vor ihr. Selbst das Schaukeln verging, es gab allenfalls ein Kräuseln. Und es ging immer weiter und weiter, freilich beileibe nicht unbegrenzt: Es dehnte sich aus bis zu einer geraden, einer waagrechten, einer horizontalen Linie. Der Horizont, ganz draußen.

Und doch bog sich das Ganze wieder zurück. Das machten nicht nur die Wellen. Sondern Zoe merkte, sie sprang mit ihrem Blick grad hinüber bis zum Geht-nicht-mehr. Versuchte sie jedoch das Ganz-dahinten festzuhalten, kehrte er just wieder zurück. Bis zum Ufer, das keine eigentliche Linie abgab. Sondern immer ein wenig in Bewegung blieb. Auswich und wieder vorwärtsstrebte. Bis alles das am Ende zu ihr und dem Sand kam. Der sich langsam vor ihr anhäufte. Was Zoe mit der Hand noch einmal ein wenig verstärkte. Dafür musste sie sich gar nicht aufrichten. Wenn sie dabei mit den Augen unter sich blieb, verstärkte der Sand und dieses Hin und wieder Her des Wassers nur das Gespür für eine

weite Weite dahinter. Die sie immer wieder aufs Neue anzog. Und die sich in ihrer Größe nicht genau angeben ließ.

Halt: manchmal fuhren ein paar Schiffe vorbei. Je weiter weg, umso kleiner wurden die Details, bis man nichts mehr unterscheiden konnte, selbst bei großen Dampfern nur noch die Form wahrnahm. Sogar, um einen Rauch aus dem Schornstein auszumachen, musste Zoe sich ganz schön anstrengen. Nun konnte sie ein paar Schiffe hintereinander zusammenzählen. Dadurch geschah etwas Eigenartiges: Der Horizont als Abschluss wirkte, wie wenn man ihn nach und nach greifen könne, zugleich erschien seine Linie noch viel weiter weg, wie wenn nichts auf dem Meer zu sehen war. Wie war das wohl, war man dort draußen? Zoe kannte es von den letzten Ferien: Fuhr man im Boot hinaus, schob sich auch die Horizontlinie nur immer wieder hinaus. Gab es da kein neues, kein anderes Ufer, womöglich eine Felsenküste, die Einhalt gebot. Wie links in Richtung Dorf. Und wenn nicht, wie grad vor ihr, ging irgendwann dort hinten die Sonne unter. Sie senkte sich, zuerst rot und fest, danach schumrig und ein wenig grau, auf das Wasser, bevor sie langsam darin verschwand. Vorher gab es kurz vor Schluss Farbstreifen und -punkte auf der Oberfläche des Wassers. Reflexe, nannte man das. All das zeigte sich eigentlich ziemlich ähnlich zu den Beobachtungen, stand der klare Abend auf den schneebedeckten Bergen bevor. Kein Einnachten war jemals das gleiche. Ähnlich, das schon. Was sicher genauso fürs Meer galt. Kurz kam in Zoe ein Traumbild hoch: sie in einem Kreuzfahrtschiff, natürlich in einer Außenkabine, von der aus, vom Fenster oder am besten vom kleinen Balkon, sie das Naturschauspiel beobachtete. Schon weit vom Ufer weg, würde sich alles wiederholen – nur später. Wie lange ließe sich dieses Anschauen hinausschieben? Unendlich? Nein, irgendwann käme ein neues Land. Und landete sie dort, was wohl heißen müsste: in England, ergäbe sich das gleiche Spiel in umgekehrter Richtung, jetzt mit der aufgehenden Sonne am Morgen freilich.

Ein kalter Windstoß beendete das Träumen. Zoe zog ihr T-Shirt über, nahm das Handtuch auf, vergaß die Brille nicht, warf einen Blick auf das wilder werdende Meer und lief zum Ferienheim.

Herr Ober, bitte zahlen!

Es waren nur mehr wenige Tage bis zur Sommersonnenwende, diesem Höhepunkt des Jahres, an dem die Finsternis so weit wie nur möglich zurückgedrängt zu sein scheint. Und dennoch war sein Gemüt eher so, als ob schon die Blätter fielen, zwar zum Abschied bunt, aber dennoch als ein Adieu mit roten, braunen und gelben Flecken. Oder waren es doch Zahlensymbole, die das Auge nicht entziffern konnte, das Gemüt aber sehr wohl erfasste?

Natürlich war es Valentino klar, dass die Summe, die er für seine Getränke in der kleinen Bar zu bezahlen hatte, ihn der „porão“ in einem Zahlenwert angeben musste. Aber das war in Ordnung, denn viel öfter bezahlte er im Leben ohne Geldwert und ohne Zahlenangaben, weil es eben viel mehr zu begleichen gab, das nicht zu beziffern war. Zu den zweiundsiebzig Real legte er noch drei drauf, sodass die symbolisch schöne Summe von fünfundsiebzig entstand.

Valentino lächelte verschmitzt. Dem Wortsinn nach wären Ziffern natürlich besser als Zahlen gewesen, denn die Ziffer kommt doch vom arabischen „sifr“, also null. Der Abend in der Bar wäre also gratis gewesen.

Valentino war jemand, der gern mit Zahlen spielte, obwohl er in der Schule mit Mathematik wenig anfangen konnte. Aber als er seiner Tochter später die Rechenaufgaben der Höheren Schule zu lösen half, faszinierte ihn die Mathematik plötzlich, ohne deshalb zu einem Genie auf diesem Gebiet geworden zu sein. Er ging auch gern, ohne diese nur annähernd ernst zu nehmen, den symbolischen Bedeutungen der Zahlen nach. Die Fünfundsiebzig hatte in der Zahlenmystik keine Bedeutung. Er musste die Zahl also zerlegen. Da bot sich natürlich siebzig plus fünf an, fünfzehn Mal fünf oder drei Mal fünfundzwanzig. Auch die Ziffernsumme zwölf könnte interessant sein. Durchläuft die Sonne auf ihrer Bahn doch zwölf Tierkreiszeichen, hat der Tag zwölf Doppelstunden, das Jahr zwölf Monate, hatten Griechen und Römer genauso viele Hauptgötter, gab es in Israel zwölf Stämme und zwölf kleine Propheten, und schmückten den Brustschild des Hohepriesters zwölf funkelnde Edelsteine.

Aber auch das Neue Testament bedient sich gern der Zahl. Jesus kam mit zwölf Jahren in den Tempel, zwölf Körbe blieben nach dem Speisewunder übrig, die himmlische Stadt hat zwölf Tore, ihre Mauer ebenso viele Grundsteine, und der Lebensbaum trägt zwölf Früchte. Nicht zu vergessen, die Zahl der Apostel und die Artikel des katholischen Glaubensbekenntnisses.

Seni, der Astrologe Wallensteins spricht in der Piccolomini von Friedrich Schiller: „Zwölf Zeichen hat der Tierkreis, fünf und sieben, die heiligen Zahlen liegen in der Zwölf.“ Die Fünf steht für die fünf Elemente: Erde, Wasser, Feuer, Luft und Äther, die Sieben weist auf die damalige Zahl der Planeten hin. Fünf ist auch nach Seni des Menschen Seele, „aus Gutem und Bösem gemischt, wie die Zahl aus Grad und Ungerade“. Sie vereint das Männliche und das Weibliche und ist somit die Zahl des Lebens, verbunden mit der Liebesgöttin Venus. Bei den Pythagoreern war sie das Zeichen für die Ehe und die geistige Vollendung. Man vergesse auch nicht die fünf Finger und die fünf Sinne. Wer die Planeten Merkur, Venus, Mars, Saturn und Jupiter kreisförmig anordnet, erhält durch die verbundenen Linien einen fünfzackigen Stern, das Pentagramm, als Symbol des Mikrokosmos. Der Mensch, in den Kreis eingefügt, bildet durch Hände, Füße und den Kopf ebenfalls das Pentagramm. Als Tarotkarte ist die Fünf der Hohepriester, der Hierophant. Er steht für Fragen nach dem Sinn und der Suche nach Wahrheit. Die Chinesen des Altertums kennen jeweils fünf Himmelsrichtungen, Elemente, Farben Planeten und Geschmacksarten. Die fünfte Richtung wäre übrigens die Mitte. Und in jeder modernen Tastatur ist sie ebenfalls das Herz in der Mitte.

Doch zurück zur Zwölf. Ihre Ziffernsumme ist die Drei, das ist die heilige Zahl par excellence. Die Dreiheit der Religionsgeschichte ist einfach die Vollendung: Die Dreifaltigkeit, die Auferstehung am dritten Tag, oder die christlichen Tugenden: Glaube, Liebe und Hoffnung.

Die schon erwähnte Drei und die Fünf benötigt man auch für die Fünfzehn und die Fünfundzwanzig. Nach dem Talmud ist fünfzehn die Zahl des Vollmonds. Sie wird auch der babylonischen Ishtar, wie Aphrodite und Venus zugeschrieben, da der Planet Venus in fünfzehn Mal fünfzehn Tagen die Sonne umkreist. Die antike Prophetin Sybillen stellte man sich damals als Verkünderin der Göttin dar. Die Einsicht in die sogenannten Sybillinischen Bücher, die angeblich von der Sibylle aus Cuma stammten, war in Rom einem Kollegium aus fünfzehn Männern vorbehalten. Im Alten Testament gibt es fünfzehn Stufenpsalmen, das Hohelied der Liebe kennt ebenso viele Arten und der Rosenkranz Geheimnisse.

Fünfundzwanzig setzt sich aus den symbolträchtigen Grundzahlen eins plus drei plus fünf plus sieben plus neun zusammen. Als Quadratzahl begegnen uns in ihr wieder die fünf Sinne und die Erkenntnis der sichtbaren Welt. Der Brauch, die Fünfundzwanzig als Jubiläum zu begehen. Könnte darauf gestützt

sein, dass die Römer dieses Alter als das des zum Manne gereiften Jünglings betrachteten, der nun waffenfähig war.

Bleibt die Siebzig, die in der Bibel sehr häufig vorkommt. Das Alte Testament kennt sie als die Lebensdauer des Menschen in Jahren. Die Totentrauer um Moses dauerte siebzig Tage, die babylonische Gefangenschaft der Juden siebzig Jahre. Siebzig Gelehrte haben die wesentlichste Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische angefertigt, eben die Septuaginta.

Am siebzigsten Tag vor Ostern beginnt in der katholischen Kirche die stille Zeit ohne Vergnügungen und ohne dem „Halleluja“ in der Messe. Neben der Religiosität entspricht der Zahl auch die Melancholie. Aber der Mensch kann die siebzig ja auch wieder in die Ziffern sieben und null zerlegen. Die Null, dieses geheimnisvolle Etwas, das bei den Mayas beispielsweise die Form einer geschlossenen Muschel hatte. Sowohl das Zeichen der Maya als auch die arabischen Ziffern zeigen vielleicht nicht zufällig Ähnlichkeit mit einer Vagina. Die Gelehrten des Mittelalters vermuteten bereits, dass aus der Null alle Zahlen entstanden sind. In einer Schrift aus dem zwölften Jahrhundert heißt es: „Jede Zahl entsteht aus der Einheit, und diese wiederum aus der Null.“ Sie ist ja wirklich alles und nichts. Addiert und subtrahiert verändert sie die Grundzahl nicht, multipliziert wird das Ergebnis null und dividiert unendlich. Im Tarot hat die Karte des wandernden Narren den Wert null. Hält uns die Null tatsächlich zum Narren, dem all das, was der Welt wichtig ist, nicht besonders interessiert? Aber vielleicht ist der Narr gerade deshalb zum Narren geworden, weil er die Welt zu gut kennt und sich dessen bewusst ist, dass alles aus der Null, also aus dem Nichts kommt und auch dorthin wieder zurückkehrt. Das Nichts nicht als das Leere, sondern als die Summe aller möglichen Welten und als Ursprung des Seins, das einer neuen Ordnung vorausgeht. Der Narr weiß nur zu gut, was die anderen gern leugnen, dass äußerliche Anpassung, der bloße Schein und die Fassade nicht lang halten können. So ist der Narr kein Narr und die Null keine Null, bestimmt sie doch den Stellenwert. Sie ist als Nachfolgerin der Minus-Eins und Vorgängerin der Eins die einzige reelle Zahl, die weder positiv noch negativ ist. Und dass die digitale Welt nur aus Nullen und Einsen besteht, wissen wir schon längst.

Null Uhr bedeutet genauso wie vierundzwanzig Uhr, Mitternacht. Nur, dass eben der eine Tag um vierundzwanzig Uhr endet und der nächste gleichzeitig um null Uhr beginnt. In den Fahrplänen wird die Ankunftszeit mit vierundzwanzig Uhr und die Abfahrtszeit mit null Uhr angegeben.

Aber wie immer man all die Zahlen interpretieren oder sie auch vernachlässigen mag, das Schicksal macht ja doch, was es will, ähnlich wie der „porão“ bei der Erstellung der Rechnung. Trinkgeld bekommt er trotzdem, oder, sollte er sich zu seinen Ungunsten irren, erst recht.

Claudia Taller

75 mal 2 ergibt zweieinhalb

„Mama wird bald da sein.“

Wie oft sage ich es schon? Sage ich es ihr, sage ich es mir?

„Mama wird bald da sein.“

Beruhige ich sie, beruhige ich mich?

Wie oft sage ich es schon? Sage ich es mir, sage ich es ihr?

„Mama wird bald da sein.“

Sie wird langsam schwer. Wieviel Kilo hat ein einjähriges Kind?

Das ist keine Frage, die man stellt, wenn man für eine Stunde gebraucht wird.

„Mama wird bald da sein.“

Ich könnte gerade so gut etwas Anderes sagen. Nur ‚Mama‘ müsste dabei sein und mein beruhigender Ton. Ist er noch beruhigend? Wird Mama bald da sein? Sie haben mir nichts da gelassen außer dem Teefläschchen – für die eine Stunde, die sie wegbleiben würden, höchstens noch eine Viertelstunde länger.

„Mama wird bald da sein.“

Ich schaue hinaus auf den See. Ich wechsele das Kind von einem Arm auf den anderen. Ich könnte um eine Liege bitten, es sind nur wenige Liegen besetzt. Von der Liege sehe ich nicht so gut auf den See. Vom Schauen wird das Boot auch nicht eher kommen. Ich könne mir ohne weiteres etwas zu trinken bestellen, unten an der Bar, sagten sie, auf ihre Zimmernummer. Für das Kind sei ja der Tee da. Der Tee ist längst ausgetrunken. Vielleicht bekomme ich an der Bar einen Früchtetee oder einen Kamillentee, nicht zu heiß, zum Umfüllen.

„Mama wird bald da sein.“

Ich registriere, dass mich der Hoteldirektor beobachtet. Eine Stunde und

eine Viertelstunde das sind 75 Minuten – das war die geplante Zeit, die maximal geplante Zeit. Und die ist um. Und seit 25 Minuten sage ich ‚bald‘. Der Hoteldirektor kommt auf mich zu. Er wird wissen, zu wem das Kind gehört. Er wird wissen, dass ich nicht zur Familie des Kindes gehöre, dass ich nicht in seinem Hotel wohne. Mama sollte bald kommen, nicht der Hoteldirektor. Mit ihm fange ich nichts an. Er fragt, ob er mir etwas bringen könne, etwas zu trinken, oder einen Kaffee. Woher weiß er, dass ich meinen Kaffee löffle? Ich könne gerne eine der Liegen nehmen, er lasse mir eine Auflage bringen. Ist die Lage so ernst? Weiß er etwas? Weiß er etwas, was ich nicht weiß? Will er mich zu beruhigen versuchen, wie ich das Kind zu beruhigen versuche? Noch braucht das Kind gar keine Beruhigung.

War es das Boot des Hauses, mit dem sie hinaus gefahren sind? Fühlt sich der Herr Direktor verantwortlich? Für das Boot? Für das Kind? Für mich?

„Ja, bitte“, sage ich, „einen Kaffee. Und für das Kind einen Tee, einen Kräutertee vielleicht, nicht zu heiß.“

Ich halte ihm das leere Teefläschchen hin.

„Ich nehme die Liege da drüben, da sehe ich gut auf den See.“

Er muss wissen, dass ich auf die Eltern des Kindes warte. Das hier ist ein kleines Hotel, eigentlich ist es gar kein Hotel, es ist eine Villa, eine schöne Villa, eine exklusive Villa. Das sieht man an der Fassade und an den Autos, die im Park stehen. Und Eltern derartiger Autos leisten sich eine Kinderbetreuung auch für 75 Minuten, für einen Bootstrip. Nur dass aus den 75 Minuten nun 75 plus 60 Minuten geworden sind. Kaffee und Tee können daran auch nicht wirklich etwas ändern.

Die Auflage auf der Liege ist weich, der Kaffee ist heiß, der Baby-Tee lauwarm. Es ist alles in bester Ordnung. Ich bedanke mich. Nur, wo bleibt die Mutter. Ach ja, es wird Zeit für . . .

„Mama wird bald da sein.“

Ich habe es lange nicht mehr gesagt. Ich schaue auf die Uhr. Es sind jetzt 75 Minuten und noch einmal 75 Minuten vergangen. Ich gehe hinunter zur Bar. Dort sitzt der Herr Direktor, er flirtet mit einer jungen Frau. Eine junge Frau bin ich auch. Ich halte ihm das Kind hin. Er nimmt es nicht.

„Es ist jetzt zweimal die Zeit!“

Er schaut mich verständnislos an.

„Ja“, sage ich, „einmal 75 Minuten – die maximale Zeit der geplanten Abwesenheit – und noch einmal 75 Minuten. Das ergibt – also das ergibt eine Stunde und eine Viertelstunde und noch einmal eine Stunde und eine Viertelstunde, also zweieinhalb Stunden! Übrigens, haben sie Ihr Boot genommen? Sind sie mit Ihrem Boot unterwegs?“

Der Herr Direktor schaut besorgt.

„Eine Stunde ist die Ausbleibe-Zeit, 15 Minuten zusätzlich tolerieren wir bei unseren Hausgästen. Ich muss zugeben, ich bin besorgt.“

„Und ich muss zugeben, dass ich dringend ein Klo brauche, und das Kind wahrscheinlich etwas Entsprechendes.“

„Die Toiletten sind oben.“

Der Direktor sagt es leicht säuerlich. Wieder halte ich ihm das Kind hin. Er nimmt es wieder nicht. Was mache ich mit dem Kind am Klo? Wie macht das eine Mutter? Ich bin keine Mutter.

Ich schiebe das Klo auf, schaue angestrengt auf den See hinaus. Anscheinend gilt die Regel für Busse auch für Boote. Der See liegt glatt da. Das Kind ist an meinem Körper eingeschlafen. Ich könnte es ablegen, auf die Liege, und zum Steg hinausgehen. Vom Schauen . . . aber hören, hören könnte ich das Motorengeräusch früher. Freilich, sie müssen den Motor 50 Meter vor dem Strand abschalten. Oder sind es 100 Meter?

„Haben Sie keine Angst um Ihr Boot?“

Ich halte den Direktor konsequent vom Flirten ab.

„Ich werde telefonieren gehen. Sie können sich gerne etwas bestellen, eine Kleinigkeit zu essen vielleicht.“

Ein Direktor lässt sich nicht provozieren.

Es sind jetzt zweieinhalb Stunden und 15 Minuten vergangen. Wohin telefoniert man, wenn ein Boot nicht erscheint? Ich könnte das Kind ablegen, die Liege ist nicht hoch. Es fiele höchstens einige Zentimeter, das Gras ist weich. Bis die Ameisen kämen, wäre ich längst zurück. Gedacht, getan. Ich husche nach oben, vorbei an der Rezeption. Die Stimme des Direktors am Telefon klingt sehr verärgert, plötzlich. Am Weg zurück telefoniert er nicht mehr, er spricht mit sich, besser, er flucht mit sich. Er sieht mich, er erstarrt, er starrt mich an. Jetzt hat er Angst um sein Boot.

„Ein Bootsunfall.“ Er stößt es heraus. „Beide.“

Was ‚beide‘? Ich frage nicht nach, ich muss hinunter zum Kind, die Ameisen. Das Kind liegt genauso da, wie ich es verlassen habe. Langsam gehe ich weiter, hinunter zur Bar.

„Einen Cognac, bitte.“

Die junge Frau an der Bar, wahrscheinlich eine Praktikantin, schaut mich verschreckt an.

„Und einen Kuchen, wenn Sie haben, und einen Espresso, einen doppelten.“

„Den Cognac auch doppelt?“

Ach hab mich doch gern, ich bin schon unterwegs zur Liege, zum Kind. Ich ziehe mir eine zweite Liege heran, ohne Auflage. Ich schaue nicht mehr auf den See. Nach Cognac und Café – Kuchen gab es keinen – schlafe ich auf der harten Liege ein. Ich träume. Ein Motorboot braust heran. Es schiebt unglaublich viel Schaum vor sich her. Im Boot sitzt niemand. Wer soll bremsen? Das Boot fährt sanft auf dem Rasen auf. Das Kind liegt im Rasen, bedeckt von Algen. Gut, denke ich, da können die Ameisen nicht zum Kind. Aber vielleicht sollte ich doch das Kind von den Algen befreien?

Ich wache auf. Das Kind ist weg. Ich schaue neben der Liege, ich schaue unter der Liege. Das Kind ist weg. Ich laufe zur Bar hinunter. Da ist kein Kind. Ich laufe hinauf zur Rezeption. Da sitzt niemand. Ich drücke zig-mal auf die Glocke. Eine Dame erscheint, sie mustert mich, leicht indigniert.

„Wo ist das Kind!?“

Es ist mehr ein Vorwurf als eine Frage.

„Welches Kind?“

„Das von der Liege.“

„Ach das, das haben die Eltern geholt.“

„Die Eltern . . .“, ich schaue die Dame entsetzt an, „die Eltern sind doch mit dem Boot, also bei dem Unfall . . .“

„Nein, das war eine Verwechslung, das war ein anderes Paar, sie waren nicht von unserem Hotel.“

„Und jetzt – sind die Eltern oben, in ihrem . . .?“

„Nein, sie sagten, sie würden essen fahren. Sie sind bereits weg.“

Ich bin verstört. Es fällt mir nichts ein, was ich sagen könnte. Da sagt die Dame in mein verstörtes Gesicht hinein.

„Übrigens waren die Eltern sehr verärgert, weil Sie eingeschlafen sind. Sie fanden das verantwortungslos.“

Sie wendet sich zum Gehen, sagt – sich zu mir zurückwendend – über die Schulter.

„Und frisch gewickelt hätten Sie das Kind auch nicht, sagten die Eltern.“

Ich schaue auf die Uhr. Es ist 17:50.

Magdalena Tschurlovits

Zahlen

„ober zahlen! ober zahlen!“

wenn sie, verehrte leser, meinen text vor sich sehen – oder ebenso verehrte zuhörer – ihn sehen könnten, würde ihnen sofort auffallen, dass alle wörter auf diesem blatt in kleinschreibung aufstellung nehmen. warum nun tun sie das? ganz klar, da mein erster satz sonst nicht an den uralten, in vertrautem schwarz-weiß gedrehten, streifen anknüpfen könnte, in dem eben diese, sich mir ins gedächtnis eingegrabenen sätze, als wienerische einleitung zweier bereits unsterblich gewordener ober, dem betrachter entgegenetrallert werden. Bei ‚Zahlen‘ (großgeschrieben, ha!) wäre das nicht möglich, denn dann ging’s ja um *die* ‚Zahlen‘, die hier gemeint sind, nämlich die, mit denen ich zeit meines lebens auf kriegsfuss stand und – wie könnte es anders sein, da ich noch immer zu den lebenden zähle (ha! wieder etwas mit Zahlen!) – noch immer stehe. vielleicht habe ich mich deshalb dafür entschieden, sobald ich in die geheimnisse des alphabets eingeführt – und in die irrgärten der zahlen geworfen – wurde, die Zahlen (ha!) als unvermeidliches übel zu erleiden und buchstaben als meine große liebe in die arme zu schließen und hinfort mit ihnen eine lebenslange liebesbeziehung einzugehen. nicht ohne wirrnisse, leiden und enttäuschungen, aber das ist wohl in jeder leidenschaftlichen beziehung so. fast am ende des irrgartens, den man leben nennt, angelangt, und deshalb bereits licht am ende des wollknäuels erblickend, stelle ich selbstzufrieden fest, dass ich mich wieder für diesen pfad im labyrinth entscheiden würde. jedoch zurück zum thema ‚Zahlen‘ (ha!), großgeschrieben: abschweifungen sind der dichter vorlieben und manchmal des lesers ruin, weil er es nicht bis zum – manchmal bitteren – ende schafft.

nach verzweifelter ausruf ‚ober zahlen!‘ schlendert, wenn er denn geneigt ist, das zu tun, die befrackte majestät in richtung der bereits mehrmals gehörten überhörten rufe, zückt den block (heutzutage das digitale dings) und wirft genüsslich ein paar *Zahlen* (wieder großschreibung!) auf denselben, um dann nuschelnd das endergebnis seiner kalkulationen zu verkünden, nämlich eine *Zahl* (ha!). hat man als nicht in den ‚top ten‘ erstrahlender schriftsteller, glück, bleibt sie einstellig. *Zahlen* (!) kann man addieren, subtrahieren u. s. w., man kann sie natürlich auch ignorieren, aber *das* kann manchmal durchaus ins auge gehen. ist ihnen schon einmal aufgefallen, dass man erstere beiden mathematischen trapezübungen mit buchstaben *nicht* kann? stellen sie sich einmal einen text mit einer addition von buchstaben vor – *außer* man reiht sie vorher in ein sinnvolles wortgefüge, was wir jetzt aber beiseite lassen – und versuchen sie *dann* daraus, schlau zu werden! bitte *algebra* lassen wir jetzt ebenfalls aus der diskussion, da handelt es sich um aus dem alphabet gemixtes unverständliches, das dann am ende irgendwie in einer lösung gipfelt, für die, die gelernt haben, wie man sich dabei aus selbstmordgedanken wieder ausklinkt; algebra –

allerdings auch mit *Zahlen* (wieder großschreibung ‚ha!) –

zum besseren unverständnis garniert. sie erkennen bereits jetzt unschwer, sie haben es mit einer hoffnungslosen antizahlenkreatur zu tun. Natürlich haben *Zahlen* (!) auch ihr nützlich, wo wären wir schließlich ohne die guten! ohne geburtstagszahlen und-kerzen, jahreszahlen, primzahlen, todeszahlen, coronazahlen, zahlenreihen, beurteilungsnoten=zahlen, seitenzahlen (*sehr* nützlich), wortzahlen (bei einreichungen zu texten eher schmerzlich für den einreicher, weil mit haarausraufen verbunden) . . . wir könnten die aufzählung der für menschen (dies bitte anzumerken!!) bereits unentbehrlich gewordenen *Zahlen* (!) ins endlose fortsetzen. was und wo wäre die hehre wissenschaft ohne *Zahlen* (!) ich bin mit einem dieser mir unverständlicherweise mit *Zahlen* (!) auf heftigste verbandeltem seit jahren in einer festen beziehung und *ich* weiß, wovon ich red‘! leiden sonder , (ha!), *Zahl* resultieren aus einer diskussion mit *Zahlen* (!) verbrämt, schwungvolle abstraktionen und eingebungen der opposition dazwischengeworfen. gegen *Zahlen* (!) ist kein kraut gewachsen. nicht einmal ein unkraut.

Auf zu neuen Ufern

Wenn ich heute einen Blick auf die Texte werfe, die ich vor zehn Jahren zum Thema *Europa* geschrieben habe, kann ich mich nicht des Eindrucks erwehren, eine gewisse Naivität in der eigenen Reflexion über die Zukunft unseres Kontinents festzustellen. Die gemeinschaftliche Idee der Europäischen Union ist sehr wohl eine großartige Idee; allerdings ist für das Bestehen und die Weiterentwicklung dieser Idee weit mehr als ein gemeinsamer Wirtschaftsraum erforderlich. Es bedarf gefestigter Werte und natürlich auch der Einsicht, dass sich mit der Zeit alles ändert, so auch die anfänglichen Visionen. Der Sinn der Welt liegt in der ständigen Veränderung und Bewegung. Das, was für manche Generationen schon die Mündung darstellt, ist für andere erst die Quelle. Ende und Anfang sind in einem einzigartigen Strom miteinander verwoben, was nicht nur für die Menschheit, sondern auch für das gesamte Universum gilt.

Erlauben Sie mir, an dieser Stelle eine Anekdote zu erwähnen, die meiner Ansicht nach paradigmatisch zu sein scheint. Es rühmte sich ein Mann, die Axt seines Urgroßvaters zu besitzen. In Wahrheit, räumte er ein, hatte der Großvater den Griff und der Vater die Klinge der Axt ersetzt. Nichtsdestotrotz ist von der Axt des Urgroßvaters die Rede.

Auch wenn auf den ersten Blick die behauptete Existenz der urgroßväterlichen Axt in den Händen des jungen Mannes absurd erscheint, ist es dennoch die Axt des Urgroßvaters. Denn erhalten geblieben sind der Sinn und Zweck dieses Gegenstandes, wie auch der Glaube an die Kontinuität. Übrigens werden auch Kirchen nach ihrem Fundament bewertet. Wenn das Fundament besteht, so wird jede neue Kirche stets den Namen des ursprünglichen Gotteshauses tragen.

Alles steht miteinander in Beziehung, pflegte der Klassiker der serbischen Literatur Miloš Crnjanski zu sagen, der am äußeren Rand der Habsburger Welt geboren wurde. Diese einfache Feststellung erscheint heute aktueller denn je. Infolge der beschleunigten technologischen Entwicklung wird die Welt immer unsicherer und nervöser. Uns entgleitet der Fixpunkt, über den Archimedes philosophiert hat. Ohne diesen Fixpunkt jedoch, in dem die Errungenschaften der Wissenschaften, Künste und der Ökologie zusammenlaufen, kann nur schwer, ein sicherer, schiffbarer Weg in die Zukunft gefunden werden. Die Menschheit kann sich heutzutage ohne eine verantwortliche und visionäre Poli-

tik leicht verirren. Die visionäre Politik besteht jedoch nicht allein aus der Idee, sondern auch aus der Fähigkeit und Fertigkeit, diese Idee umzusetzen und zu verwirklichen.

Das IDM verkörpert bereits seit 60 Jahren eines der aktivsten Zentren in der regionalen Vernetzung. Nicht nur flussauf- und abwärts der Donau, sondern auch im gesamten Mittel- und Osteuropa bis hin zu den Küsten des Schwarzen, Baltischen und Adriatischen Meeres. Die Programme und Aktivitäten des IDM fokussieren ununterbrochen auf die Verständigung und Vernetzung doch so unterschiedlicher Kulturen. Seine Mission sehe ich vor allem in der Bereitstellung einer Navigationssoftware für die gesamte Region. Es ist keine Übertreibung zu behaupten, dass in den sechs Jahrzehnten, seit dem Bestehen des IDM, die Völker und Kulturen verbindende Idee in der Donauregion und in Mitteleuropa an Stärke gewonnen hat. Entstanden ist ein ganzes Universum, das heute aus seiner eigenen energetischen Quelle schöpft. Ich wage sogar zu behaupten, dass ein *perpetuum mobile* geschaffen wurde, mit dem die Idee einer Gemeinschaft solch unterschiedlicher Welten zum Leben erweckt wurde. Und wie wir erfahrungsgemäß wissen, überdauert die Gültigkeit großer Ideen ein Menschenleben um ein Vielfaches.

Das erste Bild, das auf dem Monitor erscheint, wenn man den Namen der IDM-Website eintippt, ist eine geographische Karte. Mit einer grünen ökologischen Farbe wird das Territorium gekennzeichnet, auf welchem das IDM mit seinen Aktivitäten präsent ist. Allerdings sticht dieses Territorium, das sogar die Küsten dreier Meere verbindet, nur teilweise durch seine physische Größe auf der europäischen Landkarte hervor. Viel wichtiger ist jener weniger sichtbare Aspekt – die Grundlagenarbeit für das Verständnis und Erkenntnisinteresse jedes Einzelnen, für den die Idee der Gemeinschaft verschiedener Völker und Kulturen die Spitze zivilisatorischer Errungenschaften darstellt. Auf jeden Fall muss der pädagogische Moment betont werden, der den Aktivitäten des IDM von Anfang an immanent ist. Darin sehe ich auch die Bedeutung der Mission, die vor sechs Jahrzehnten unter dem Namen “Forschungsinstitut für Fragen des Donauraumes” initiiert wurde.

Natürlich habe ich keine Illusionen darüber, dass in absehbarer Zeit das Endziel und die Verwirklichung der großen Idee des ewigen Friedens, wie sie Immanuel Kant definiert hat, verwirklicht wird. Nur die Donau gleitet in dieser Welt leicht und unaufhaltsam. Die Kräfte des Chaos und des Bösen existieren von Anfang an. Ohne diese könnte man weder Ordnung, noch das Gute erkennen.

Vielleicht ist die Idee des ewigen Friedens eine Utopie. Allerdings sollte man nicht vergessen, dass für die möglichen Ziele viele Schritte getan werden müssen und für die unmöglichen nur ein Schritt mehr.

Europa ohne Grenzen ist vielleicht, so wie die Idee vom ewigen Frieden, auch nur eine Utopie. Aber, so wie der Philosoph und tragisch ums Leben gekommene serbische Premier Zoran Đinđić formuliert hat: „Heute wissen wir, dass die Flucht in die Zukunft manchmal notwendig ist, um die unglückliche Wirklichkeit überhaupt akzeptieren zu können. Realistisch zu denken bedeutet manchmal, nicht die Realität in ihrer gegebenen Form zu akzeptieren, sondern sie in etwas Besseres zu projizieren. Und manchmal ist dies der einzige Ausweg aus dem Unglück.“

Am einfachsten ist es, Pessimist zu sein. Pessimismus befreit von Verantwortung und gibt jedem möglichen Misserfolg ein Alibi. Pessimismus ist ein totes Meer, das jede Entscheidung vernichtet und jede Richtung umkehrt.

Es gibt keine sicheren Schifffahrten.

Der Fixpunkt, über den Archimedes philosophiert hat, steckt in den Individuen, in jenen Menschen, die nicht nur die Energie und das Wissen haben, sondern auch das Charisma, ihre Visionen einem großen Publikum näherzubringen, Menschen mit gutem Willen anzuregen, und sie dazu zu ermutigen, in sich selbst das Schlechte vom Guten zu trennen und sich für das Gute bis zuletzt einzusetzen.

Seit fast zwei Jahrzehnten ist Dr. Erhard Busek beim IDM am Steuerbord. Unter seiner Führung sind die Schifffahrten sicherer geworden. Das, was mich bei Dr. Busek seit unserer ersten Begegnung fasziniert hat, ist das Fehlen von *Leerläufen* in der Kommunikation. Das war schon damals so, als ich ihn 1991 beim Stand des Wieser Verlags im Rahmen der Frankfurter Buchmesse kennenlernte, wo er in seiner Funktion als Vizekanzler die österreichischen Aussteller besuchte. Bei ihm gibt es kein überflüssiges Gerede. Alle Angelegenheiten, denen er sich annimmt, verwirklicht er bis zum Schluss auf die bestmögliche Weise. Dr. Busek hat die seltene Fähigkeit, unmissverständlich Kreativität, Intelligenz und Wissen zu erkennen. Und das kann nur jener, der selbst kreativ und visionär ist.

Als Schriftsteller muss ich darauf hinweisen, dass Dr. Erhard Busek sicherlich nicht der einzige Politiker ist, der zeitgenössische Literatur liest und mitverfolgt, aber er ist einer der wenigen Politiker, denen man das auch anmerkt. Wenn ich

das sage, dann denke ich nicht nur an seine Texte, mediale Aussagen und öffentlichen Auftritte, sondern vor allem an seine Bücher.

Offenes Tor nach Osten kann man als Lehrbuch Europas in 100 Lektionen lesen. Dr. Busek reflektiert in diesem Buch unseren Kontinent jenseits der üblichen Klischees, unabhängig von welcher Seite diese kommen. Er ist stets bestrebt, auf den „doppelten Boden“ bei historischen Ereignissen aufmerksam zu machen. Als Beispiel zitiere ich eine Stelle aus dem Buch: „Wir müssen uns dringend aus dem Eurozentrismus mit dem Versuch verabschieden, eine neue Orientierung vorzunehmen. Warum? Weil wir schlicht und einfach unsere ganze Welt verstehen müssen. Von der Globalisierung allein zu reden, wird nicht reichen. Österreich und Europa müssen hinsichtlich des „Ostens“ mit sich selbst ins reine kommen. Gegenwärtig wird diese Frage nur unter der Etikette „EU-Mitgliedschaft“ gehandelt. Daß sie bei weitem größer ist und für den Kontinent zu einem Paradigmenwechsel führt, ist politisch wie auch kulturell und sozial nicht begriffen, wirtschaftlich noch eher, denn hier geht es um Märkte und Umsätze, Lohnkosten und Synergieeffekte. Eine Absperrung, eine „Festung Europa“ wäre ein Nachteil für unsere Land. Mit Bildern der Ausgrenzung, des Sturms aus dem Osten und der „Dritten Türkenbelagerung“ ist keine Zukunft zu machen. Wir müssen begreifen, daß nach der Erweiterung der EU durch unsere Nachbarn das offene Tor nach Osten die große Chance auch für unser kleines Land ist“.

Die Ufer der Donau sind sich wieder nähergekommen. Ich habe den Eindruck, dass in der neueren Geschichte diese Ufer noch nie so nah beieinander lagen wie heute. Noch nie war die Donau so schmal, noch nie so kurz. Und noch nie war Mitteleuropa so einzigartig in seiner Vielfalt. Ich glaube daran, dass nur noch dieser eine Schritt getan werden muss, dieser zusätzliche Schritt, der das Unmögliche vom Möglichen trennt.

Null, Eins und 75 und 57 sind Zahlen

„Ober zahlen!“ **Hans Moser**, Paul Hörbiger? oder Theo Lingen? – unvergesslich! Wann war das? Vor fünfundsiebzig Jahren? Muss annähernd sein. --- **Pythagoras**: „Die Welt ist Zahl“ oder „Alles ist Zahl“ --- Was zählt, ist, dass du zahlen kannst. „Ist der Beutel leer, geht gar nichts, gibt es nur Unbilden, bildet sich nichts“. So irgendwie sagt Meister Francois **Rabelais**. Genau sagt er. „Ist der Beutel leer, fehlt es an allem“.

Die Zehnfach-Milliardäre kannst du an den Fingern der Hände abzählen. Kommt wieder eine Krise, brauchst du auch die Füße. Mit social media, face-Buch etwa, bringt man es dazu, mit Buchversand: der Cagliostro¹ der subkutanen Chips und Penthesilea², unverkleistert und Sugarbaby ... ---- „Das Volk“, sagt **unser großer Dichter Franz Grillparzer** „das sind die vielen leeren Nullen, die jeder gern sich beifügt, der sich fühlt als Zahl“

Diese Super-GAU³-Reichen, diese ganz Wenigen, diese fews, ja **Fewfews**, zu denen die Welt bewundernd aufschaut: sie fühlen sich als Zahl! --- Die Nullen – auch Null ist eine Zahl! – modern gesprochen: Null ist nicht einfach nichts, nihil, niente, nada; ex nihilo nihil. Aus nichts wird nichts. Dass Null nicht nichts ist, sondern Null, sondern die Zahl 0 – das war ein großer Schritt der Wissenschaft, der Kultur! – diese Nullen bauen die großen Zahlen: drei Nullen: Kilo-tausend, sechs davon Mega - Million, neun Milliarde und so weiter hoch: Mega, Giga, Tera... --- Diese Super-GAU-Milliardäre – der Bücherversender, der Penthesilea-Fan, soll sich, hört man, als erster, in fünf Jahren zum Billionär mauern, 1 Billion = eine Million Millionen = tausend Milliarden! Was weiß man! --- Diese Supergau-Fewfews fügen an Nullen sich „unter anderem“ bei: griechische Inseln, einige Pharma-Konzerne, Bergwerke, Gold und Diamantenminen. Und so weiter und so fort. --- Und nun glaubt man, dass **Versailles** der grande nation gehört, dem Volke, dem bunten Völkchen der Franzosen, das lustwandeln darf, in Wahrheit aber...?! Dasselbe mit **Dubrovnik**, das so schön liegt. Und was wird mit **Venedig** weiter, wenn die Lagune weiter steigt? Zuerst mal müssen die Touristen raus! und – kleiner, klar, als die chinesische – eine Italienische

1 Cagliostro: italienischer Okkultist und Abenteurer (geb. Palermo 1743), Nietzsche nennt Plato so.

2 Penthesilea: Drama von Heinrich von Kleist, Königin der Amazonen; online-Versand Amazon, Chef Jeff Bezo appr. 150 Mia Euro

3 GAU größter anzunehmender Unfall: illustratives Beispiel: Kernkraftwerk, Erdbeben Richter-Skala 6, Flugzeug stürzt gleichzeitig zentral auf die Kuppel.

Mauer drum rum. Der Multimultimilliardar aus Pretoria, der zum Mars will und das – den Enkel am Arm, sein warmes Händchen spielt mit einem kalten Saphir – unbedingt noch erleben möchte: **Irdische am Roten Planeten!** Wen interessiert der Rote Platz, le place rouge, --- Nathalie unvergleichlicher Gilbert Becaud, Grüß Sie Gott, Grüß Dich Gott Nathalie --- muss auch an die 75 Jahre her sein. Wen interessiert der Rote, wen der Platz des Himmels, der Pekinese?! Wir sprechen vom Mars! – Genial dieser südafrikanische Milliardär, lang in den Staaten, etwas Technisches, Ressel? nein so ähnlich, ein Serbe! Ja: Tesla, diese er explosiv innovative Superreiche sitzt im Konsortium, das auf den Vorkaufsrechten auf die Serenissima sitzt: auf Venedig, das unwiderruflich sinkt. Wird nicht billig. Vor allem die Abzweigungen in den Magistrat, in die Werbung Zwei⁴ zum Großmufti. Aber die Appenninner werden es finanzieren. Schließlich befreien wir sie von einer Last. Legt einfach alles auf die Schultern der Nullen, eurer Nullen. Ein Vogel macht wenig Mist, Tauben in Venedig, viele Tauben viel. --Mist, englisch, das ist Dunst, Nebel, Fusel, Dusel in den letzten Zeiten über dem Markusplatz. Nietzsche war da, Wagner wohnte, Fuchs, der phantastische Realist aus der Hüttelbergstrasse, Wien, Friede seiner Asche! Krematorium? Weiß ich nicht. Sicher aber Staub: ex cinere cinis aus Staub bist du und Staub wirst du werden – Staub: Schrecken der Unzahl von Hausfrauen-Nullen rund um den Globus herum. Und der Globus ist selbst eine Null, wenn man Arthur (Schopenhauer) glauben darf. Aber wer fügt **solche** Nullen sich bei?! Das muss ein Galaktischer sein. eine sehr große Zahl. Die größte aller Zahlen sei, so meint Leibniz, ein Widerspruch in sich, die Mächtigkeit des **Cantorschen** Kontinuums also– und über die Potenzmengen immer noch größere und noch größere und in unendlicher Flucht immer noch größere Zahlen bis zur größten Zahl, Gott, die es so nicht gibt. Da erfasst Ihn, Den im. unendlichen Regress ins immer Größere Fliehenden, da erfasst diesen ER, **laus Deo – o flechten wir es immer ein** – Blaise Pascal besser: – und Leibniz wiederholt es fast wörtlich: „eine Kugel, deren Mittelpunkt überall, deren Oberfläche nirgends ist“.

Sowas denkt kein MMMM, kein Mars-Multi-Mega-Milliardar. Dieses größte Bild widersteht der zählenden Seele und der numerierenden Intelligenz der Supergau-Fewfews, der Herren der Zahlen, des Zählbaren, der Goldbarrener, der Tresorianer, der Bankensteuerer, der Mykonos-Sonnenanbeter. Kostete nicht viel, zählt kaum: Mykonos, giechische Insel, blau und weiß, aus der Portokasse: Heller, Pfennige, Groschen, Sous, keine Louisdor, keine Pistolen, keine Mara-

4 Propaganda Due: italienische Geheimloge gewaltigen Einflusses

vedis. --- Aber zählen diese very Fewes selbst so sonderlich? Könnten sie je, wollten sie je begreifen, was über **Luca Pacioli** hinausgreift? Zählt, was sie wollen? Sie zählen, weil sie zahlen können. Aber sie werden ja bezahlt!, sie machen sich bezahlt, man zahlt ihnen, man zählt ihnen zu. --- laus Deo ist fest und unberührt. --- Und zählt für sie irgendetwas mehr als der empirische Umstand, dass man ihnen – besonders in allen Arten und Spezereien von Krisen, immer und immer nur zuzählt und zuzahlt, indes die Nullen immer nur draufzahlen und sich mit den Zahlen oft vertun und verzählen ---: zählt für diese Supergau-Superschlaunen Megamilliardäre noch mehr als das Haben und Mehren und immer mehr Haben der scharmante Umstand, dass man von ihnen erzählt, dass man sie erzählt, **dass sie Publizität genießen**, dass man sie in den social media aufleben, leben und hochleben lässt? --- Schon, ja schon – aber mit einer empfindlichen Einschränkung, die sehr wohl zählt. **Was die Nullen freudig schnultern, ist für sie, die Zahlen, die zählen, gleichgültig, abstrakt egal, zählt nicht.** --- Doch unter uns, unter uns Fewfews, zählt es, ist es wichtig, für uns untereinander --- die wir auf Seiden-Persern gleiten, in Bergkristall-Wannen planschen, vor der Alabaster-Wand wandeln zwischen Anlage-Rembrandt, Auslage-Picasso, Wechselgeld-Klimt/Schiele/van Gogh/Chagall/Matisse, Sisley, Utrillo; die wir vor Brokat, Gobelinfluchten stelzen, vor Lapislazuli-Mosaiken und Gold wie an Tut-ench-Amun verharren; wir very Few unter uns --- und mit uns und unter uns: die frisch-junge Ausnahmefrau mit dem Geparden am Diamanten-Halsband, am Fußgelenk baumeln ihr die fünf Polyeder Platons in Platinmetallen in Genf ausgeführt: Iridium, Rhodium und so weiter; – wir Seltenen, wir Raren, wir Fanfarenstöße, wir Stecknadeln im Spreu-Ungetüm der Nullen, wir Zahlen, die zählen, wir sind in Kooperation. Ja, untereinander, unter uns, unter den Zahlen ist das nun schon Mal ne andere Sache als mit den Nullen. **Da tritt hart Zahl an Zahl, da ist Kooperation**. Da lässt man durchblicken, was man in Versailles materialisiert hat, was in Dubrovnik steckt, das so schön liegt. Und was die amerikanische Option auf Venedig – sei es nun ein Put, sei es ein Call, long jedenfalls- was diese option (oppschn) unter Brüdern – wert ist. --- Wir Oligarchen sind in Kooperation – ja – bis etwas anderes eintritt, hart in den Raum tritt, aus dem Arkanum ins prächtige Profanum: **der Monopolist**. Der Monopolist? Ja, der Monopolist! Vor ihm sind wir alle Nullen, die er sich beifügt. Er ist die Zahl. Ist er Gott? Ist Gott doch Zahl? Gottlob nein! (Gotteslob ja. Immer laus Deo!) -- **Pythagoras rettet**: Dreht 75 um! Wird 57; passt!: **Beethoven-Jahr!** In Zahlen: $1770 + 250 = 2020$; $1827 - 1770 = 57$; **laus Deo, Ludwig der Retter, missa solemnis**.

Was zählt da noch der Stoffe
was zählt da noch die Kunst
das zählt da noch das Gedächtnis
das zählt da noch das Gefühl -
Was zählt da noch die Liebe
das zählt da noch die Hingebung
das zählt da noch die Kraft
das zählt da noch der Glaube und
das zählt da noch die Hoffnung
das zählt da noch die Geduld
das zählt da noch die Liebe
Rettung Neumiepuerchen Schritt des Lebens?

900 TOTE
ertrunken

21/80 Jahrekin

Heute bin ich
80 Jahr(alt)!

na wunderbar!
na wunderbar!
Jahrzehnte
sind vergangen

Es ist
hätte 80 als
leben Jahr erst
vor kurzem angefangen.
Fast hätte ich es
schon verloren.

da wurde ich
noch einmal wieder
gebort so ein für
wichtiges in
Zeit. in

Das ist eine Frage
für die Ewigkeit.
Alles ist so wie es
ist. Werden Maßstab
hat und werden wirbt,
weil niemand so
soll. Heute ist ein
Reißer Sommertag.
Ein wolkenloser
Himmel, strahlend
hell, blau.

Peter Paul Wiplinger

Was zählt

was zählt da noch der Lifestyle
was zählt da noch die Kunst
was zählt da noch das Geschäft
was zählt da noch das Geld
was zählt da noch die Partei
was zählt da noch die Wissenschaft
was zählt da noch der Katholizismus
was zählt da noch der Islam und
was zählt da noch irgendeine Religion
was zählt da noch all das Gerede von
Rettung Menschenrechten Schutz des Lebens?

900 TOTE
ertrunken

Ich bin 80 Jahre

Heute bin ich
80 Jahr (alt!)
na wunderbar!
na wunderbar!
Jahrzehnte
sind vergangen.

Es ist, als hätte das Leben erst vor Kurzem angefangen. Fast hatte ich es schon verloren; da wurde ich noch einmal wiedergeboren – für wie lange Zeit? Das ist eine Frage für die Ewigkeit. Alles ist so wie es ist. Wer den Maßstab hat und wer da mißt, weiß niemand so genau. Heute ist ein heißer Sommertag. Ein wolkenloser Himmel, strahlend blau.

80 Jahr
0 → 80

Vergeblichkeit

ich
im 81. lebensjahr
versuche seit tagen
ein Lieblingsgedicht
von rainer maria rilke
auswendig zu lernen
aber es gelingt mir nicht

*von stern
die so milde blinken
daß dort das auge landen mag
das müde ward vom sonnetrinken
an einem goldnen sommertag
ist die rede*

der text klingt so wunderbar
aber ich verstehe rein gar nichts
von all dem so poetisch gesagten
und kann mir den text nicht merken

ein gedichtfragment ein vers
von irgend einem anderen dichter
fällt mir immer wieder ein der da lautet
alt bin ich und ohne feinde geblieben
diesen vers merke ich mir seit jahren
ganz einfach weil der sachverhalt
jetzt mit dem vers übereinstimmt

Zahlen

einzahl

mehrzahl

einzahlen

auszahlen

zahlenreihe

zahlencode

vorauszahlen

zurückzahlen

zahlenlotto

zahlenspiel

es zahlt sich

nicht aus

ich zahle es

dir heim

eins zwei drei

und du bist frei

ja das wäre schön

ist aber eine illusion

Jahrestage

Gustav Freytag (1816 – 1895)

Mit seinen *Bildern aus der deutschen Vergangenheit* (1859-67) schuf der im oberschlesischen Kreuzburg geborene Autor Gustav Freytag, dessen Todestag sich am 30. April zum 125. Male jährt, eines der beliebtesten Geschichtswerke des 19. Jahrhunderts. Diese vierbändige Sammlung enthält historische Erzählungen vom Mittelalter bis 1848 und gibt uns Aufschlüsse über die Schwerpunkte und Perspektiven des bürgerlichen Geschichtsbildes seiner Zeit.

Freytag verfasste auch die Schrift *Technik des Dramas* (1863), welche zu einem maßgebenden Lehrbuch seiner Zeit wurde, wenn Freytag ab den 1860er Jahren auch nicht mehr für die Bühne schrieb. Darüber hinaus bleibt uns dieser Autor wegen seines kapitalismuskritischen Romans *Soll und Haben* (1855) im Gedächtnis, das ihm heute von manchen Stellen Vorwürfe des Antisemitismus einbringt. Freytag hat sich jedoch unter anderem im Aufsatz *Der Streit über das Judentum in der Musik* (1869) mit Richard Wagners Thesen auseinandergesetzt, weswegen jener nicht einfach retrospektiv als rassistischer Antisemit und Reaktionär abgetan werden kann. Vielmehr verkörperte Freytags Roman in einer Zeit großer Fortschrittsbegeisterung, stark fortschreitender Industrialisierung und entsprechender Finanzwirtschaft eine nicht allzu häufig gehörte kritische Stimme, welche die Zeitgenossen auffordern wollte, ihre Ideale zu überdenken.

Politisch war Freytag, der ab 1839 acht Jahre lang als Dozent an der Universität Breslau tätig war, bürgerlich-liberal. Schon während seines Studiums an derselben Hochschule hatte er sich mit dem Dichter des *Deutschlandliedes*, August Hoffmann von Fallersleben, angefreundet. Nach der Niederschlagung des schlesischen Weberaufstandes 1844, die auch Heinrich Heine in einem düsteren Gedicht verewigt hat, verfasste Freytag einen kritischen Artikel über das Vorgehen der Regierung, woraufhin er in Preußen zur Fahndung ausgeschrieben wurde. Freytag zog daraufhin mit seiner Gemahlin Emilie Scholz nach Gotha. Zusammen mit Julian Schmidt gab er vom Revolutionsjahr 1848 an *Die*

Grenzboten heraus, das sich schließlich zu einem der einflussreichsten Journale des deutschen Bürgertums entwickelte.

Im Jahre 1867 nahm Freytag als Abgeordneter der Nationalliberalen Partei, Bismarcks späterer politischer Stütze, am konstituierenden Reichstag des neu geschaffenen Norddeutschen Bundes teil, wo er sich für die kleindeutsche Lösung, also die deutsche Einheit unter Ausschluss Österreichs, einsetzte. Er zog als Berichterstatter während des Krieges von 1870 ins Feld und gehörte dem Hauptquartier des ebenfalls liberalen Kronprinzen Friedrich an. In den Jahren nach der Reichseinigung distanzierte Freytag sich von Bismarcks Politik. 1886 wurde der Schriftsteller zum geheimen Hofrat ernannt und erhielt überdies die Auszeichnung *Pour le Mérite* für Wissenschaften und Künste, den höchsten Orden, den das Königreich Preußen in diesem Bereich zu vergeben hatte.

Freytag starb 1895 in Wiesbaden und liegt mit seiner dritten Gemahlin, der Wiener Jüdin Anna geb. Strakosch, auf dem Friedhof in Siebleben bei Gotha. Seine Biographie und sein Schaffen bieten ein faszinierendes Zeitfenster auf die Entwicklungen des für die deutsche Geschichte so bedeutsamen 19. Jahrhunderts. Jeder historisch interessierte Mensch kann auch heute noch die *Bilder aus der deutschen Vergangenheit* oder *Soll und Haben* ohne Zögern zur Hand nehmen – sie sind nicht gealtert.

Max Haberich

Die Feder fühlte ich in die Hand gedrückt, Und leise klang die Mahnung: »schreib«. – Ich schrieb.!

Gustav Freytag zum 125.Todestag am 30.April 2020

Nur wenigen ist der Dramatiker und Romanautor noch bekannt. Die Hauptgründe für eine heutige Würdigung liegen neben seiner nicht zuletzt regulatorischen Bedeutung für das damalige Theater in der zeitgenössischen Resonanz als der wohl meistgelesene deutsche Autor nach 1850 bis in das 20. Jh.; die Gesammelten Werke, 22 Bände zu Lebzeiten 1886-88², erschienen in weiteren Editionen bereits 1920 und 1926.

1 «Erinnerungen aus meinem Leben» 1871 (folgend: *Erinnerungen*), «Vorwort»

2 ergänzt 1889 durch 2 Bände „Gesammelte Aufsätze“; posthum erschienen 1901-03 2 Bände „Ver-mischte Aufsätze aus den Jahren 1848-1894“.,

Freytag entstammt mit Jahrgang 1816 einem renommierten Haus, der Vater Arzt und zeitweise Bürgermeister von Kreuzburg (Kluczborg), einer respektablen, seit 1742 preußischen Stadt in Oberschlesien. Naheliegend war Gustavs Übersiedlung nach Breslau zu Studium und akademischer Tätigkeit.

1. Behandelte seine Dissertation bereits die frühmittelalterliche «dramatische Poesie», widmete er sich als Privatdozent der deutschen Literatur und erweiterte den eigenen Schwerpunkt auf das Schauspiel. *Daß mir, einem Schlesier, das Verseemachen nicht schwer wurde, ist fast vorauszusetzen*³; an jugendliche, Gelegenheits- und ernsthaftere lyrische Bestrebungen knüpfte er mit ersten Bühnenwerken. Deren breitere Beachtung und politischer Ärger an der Universität veranlassten ihn 1846 zum Wechsel nach Sachsen. Dort erlebte er die Proben zu seiner «Die Valentine», einer Hofintrige in 5 Akten, in der nach «üblichen» Komplikationen ein nicht standesgemäßes Paar sein Glück durch die akzeptierte gesellschaftliche Ächtung erkaufte. Dieses (vierte) Schauspiel festigte definitiv seine überregionale Bühnenbekanntheit. Langanhaltende Bühnenpräsenz ab 1853 erreichten «Die Journalisten», eine Romanze, deren zeitlich-aktueller attraktiver Bezug in der Konfrontation von konservativer und liberaler Partei sowie in der titelgebenden Präsenz selbstbewusster Vertreter der noch jungen Pressefreiheit bestand. *Achten Sie vor allem auf Ihren Stil, sagt er, guter Stil ist die Hauptsache. (...) man verlangt das heut zu Tage von einer Zeitung, daß sie tief ist.*⁴ Beide Stücke leben von wechselnden Personen, die sich überwiegend in kurzen Sätzen erklären, sodass im heutigen Nachvollzug sich zwar das Theatralische im Handlungsverlauf eröffnet, eine eigentliche Dramatik jedoch nur bedingt entsteht. Nicht viel später (1859) gibt Freytag trotz großen Selbstbewusstseins – (...) *ich durfte mir ohne Selbstüberhebung sagen, daß es zurzeit in Deutschland niemand gab, der die technische Arbeit des Bühnenschriftstellers besser verstand als ich*⁵ – das Schreiben von Theaterstücken auf, verstand sich indes 1863 zur Theorie *Die Technik des Dramas*, die die handwerkliche Methodik des *pyramidale(n) Aufbau(s)*⁶ mit zentraler Kulminationsphase exemplifiziert, im Schematismus breite Wirkung erzielend.

3 Erinnerungen, im Kapitel «Jahre der Vorbereitung»

4 «Die Journalisten», 4. Akt, 1. Szene

5 Erinnerungen, im Kapitel «Beim Theater»

6 *Zweites Kapitel Der Bau des Dramas, 1. Spiel und Gegenspiel (S.91-99); 2. FünfTheile und drei Stellen. Die Einleitung. Das erregende Moment. Die Steigerung. Das dramatische Moment. Fallende Handlung. Das Moment der letzten Spannung. Die Katastrophe.*

2. Freytag fühlte sich stets dieser Form verbunden: *Der Aufbau der Handlung wird in jedem Roman, in welchem der Stoff künstlerisch durchgearbeitet ist, mit dem Bau des Dramas große Aehnlichkeit haben.*⁷ Zugleich schließt in dieser Gattung Freytag inhaltlich an die soziale Grundlage seiner Theaterstücke an. Exemplarisch steht dafür 1855 der jahrzehntelange Bestseller «Soll und Haben». Ein junger Kaufmann verliert aufgrund *übermächtige(r) Eindrücke* aus dem Erlebnis eines Falliments, in das unflexibler Adel und kreditierendes Judentum involviert sind⁸, seine hohen Ideale und gelangt erst durch eine Probezeit hindurch zur rechten bürgerlichen, (zeitgemäß) zukunftssträchtigen Praxisnähe⁹. Warum gelang dem knapp 40jährigen Autor damit ein kaum überbietbarer Erfolg? Er bedient gängige gesellschaftliche Klischees, weiß sie aber nach erstem Auftreten zu differenzieren und wenigstens im Ansatz ein Gegenmittel aufzubauen. Zudem ist der Plot bis hin zur Gegenüberstellung von Gut und Böse bzw. paralleler Lebenskreise relativ einfach gestrickt und basiert auf wenigen Hauptfiguren, zum besseren Verständnis streng in ihr jeweiliges Umfeld eingebunden, welches nur gleichsam indirekt durch das Handlungsgeschehen in Zweifel gezogen wird. Drittens bedient sich Freytag einer eingängigen Sprache, die den Lesefluss erleichtert und bühnengerechte Spannungsbögen erlaubt, deren Kumulierung allerdings etwas herbeigeredet wirkt und die eine Länge erhalten, dank der ihre Folgen eher knapp abgehandelt werden müssen¹⁰. Der weniger glückliche Folgeroman 1864 «Die verlorene Handschrift» verlegt die Handlung in die Welt der Gelehrten, in der statt der Tüchtigkeit als Prinzip die Suche nach einem Tacitus-Manuskript zum Mittel wird, eine verwickelte Liebesgeschichte zwischen den verschiedenen Ständen aufzudröseln.

7 Erinnerungen, im Kapitel «Arbeiten der Mannesjahre»

8 Wegen einer negativen jüdischen Hauptfigur in «Soll und Haben»⁴ ergab sich bis in die Mitte des 20. Jh. eine Kontroverse um Freytags Antisemitismus. Ein derartiger Vorwurf lässt sich mit Blick auf eine ausgesprochene Judenfeindlichkeit nicht halten, werden doch im gen. Roman auch positive jüdische Charaktere skizziert. Außerdem gab es im «Grenzbote» einige geschätzte jüdische Mitarbeiter, auch wendet er sich in *Der Streit über das Judentum in der Musik* 1869 dezidiert gegen Richard Wagner und in *Über den Antisemitismus. Eine Pfingstbetrachtung* 1893 ausdrücklich gegen den Antisemitismus, schließlich ist seine 3. Ehefrau 1891 eine Wiener Jüdin.

9 Freytag lehne expressis verbis ab, sein enger Brieffreund, der Kaufmann Theodor Molinari in Leipzig, sei in irgendeiner Weise vorbildlich gewesen; Erinnerungen, im Kapitel «Jahre der Vorbereitung».

10 Insbesondere betrifft dies die Belagerung einer von «Deutschen» gehaltenen Burg durch «polnische» Aufständische, bei der das (langatmige) Arrangement der Ereignisse nicht nur pathetisch erscheint, sondern mit den Versatzstücken der äußeren Umstände und der personellen Aufgliederung die Einmaligkeit des Ereignisses relativiert. Nicht von ungefähr kann die Konstruktion ohne inhaltlichen Verlust ausgewechselt werden, und es will mir nicht zufällig erscheinen, dass sich die Szene umgewandelt in Blockhaus mit Siedlern und Trappern respektive Indianern inklusive eines ehrenvollen Gegners letztlich bei Karl May wiederfindet.

3. Starkes soziales Interesse bedeutete seit der Revolution 1848 fast zwingend politische Parteinahme; Freytag übernahm (1848-1861, 1867-70) als Mitherausgeber «Die Grenzboten». Dank seinen tonangebenden journalistischen Beiträgen entwickelte sich das Blatt zur äußerst einflussreichen *Zeitschrift für Politik und Literatur*; die Politik als Sprachrohr der national-liberalen Bürgerschaft bzw. im Bevorzugen der «kleindeutschen Lösung» des Deutschen Bundes (ohne Österreich), die Literatur in der Auseinandersetzung mit den Fragen des Realismus. Freytag konnte dezidiert Stellung beziehen, was etwa eine steckbriefliche Fahndung durch Preußen verursachte. Er wusste sich solcher Misshelligkeiten zu entziehen, indem er durch den Kauf der «Alten Schmiede» in Siebleben 1851 in das Land seines ihm auch politisch nahestehenden Freundes und Gönners Herzog Ernst II. von (Sachsen-Coburg-)Gotha wechselte¹¹. Unter dessen Einfluss wirkte Freytag 1867 als Abgeordneter im konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes und söhnte sich mit «Preußen» aus bis hin zur Begleitung des Kronprinzen im dt.-frz. Krieg 1870/71¹².

Fachlich engagierte sich Freytag in der Beobachtung zeitgenössischer Literatur, als Mitarbeiter bei der Allg. Dt. Biographie, als Herausgeber der Werke Otto Ludwigs, als Biograph Karls Mathys oder als Briefpartner Friedrich Wilhelm Webers.

4. In Sachsen bewegte sich Freytag nicht nur in Bühnen- und Literatenkreisen, richtungweisend entwickelt sich der Kontakt zu renommierten Historikern¹³; des Autors Motto heißt nun *Unsere gesamte Bildung wird durch geschichtliches Wissen geleitet*¹⁴. In den zwischen den beiden Romanen 1859 in 4 Bänden erscheinenden «Bilder der deutschen Vergangenheit» verarbeitet er *Aufzeichnungen vom Spätmittelalter bis in aktuelle Zeit, in denen Privatleben und Seelenbewegung des Schreibenden sichtbar wird. Denn durch sie tritt oft in helles Licht, was*

11 Hz. Ernst war vor allem musikalisch interessiert, komponierte Opern und förderte Joh. Strauss Sohn sowie das Deutsche Sängler- und Turnwesen maßgeblich. Das Haus in Siebleben von 1780 ist ein respektabler Baublock (5:4 Achsen) unter hohem Krüppelwalmdach mit Giebel über einer hervorgehobenen mittigen Achse mit anschließendem Gartengelände.

12 1886 Geheimer Hofrat, 1887 Orden Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste und, 1893 Wirklicher Geheimer Rat; schon 1854 erhielt er von Hz. Ernst II den Hofrat-Titel («Exzellenz»).

13 Insbesondere sind es: • Theodor Mommsen, Jg. 1817; sein berühmter nicht zuletzt auch literarisch hochgelobter Klassiker, die «Römische Geschichte», erschien 1854-56; • Otto Hahn, Jg. 1813, legte den Schwerpunkt auf die römische Epigraphik und die Musikgeschichte; • Heinrich von Treitschke, Jg. 34; seine „Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts« erschien ab 1879, darin berühmt sein Satz *Männer machen Geschichte* (Bd.1), prägend wirkten dementsprechend nicht zuletzt seine zahlreichen biographischen Darstellungen.

14 Erinnerungen, im Kapitel «Arbeiten der Mannesjahre»

in unseren politischen Geschichten bis jetzt nur gelegentlich Beachtung gefunden hat¹⁵. Das erscheint als Vorform einer «Geschichte von unten» durchaus modern. Trotz der betonten Quellentreue werden die alten Texte zumeist in die Darstellung der jeweiligen Zeitumstände integriert und als Einzeltexte weitgehend aufgehoben¹⁶. Nach wie vor bemüht sich der Schriftsteller Freytag um eine allgemein verständliche Sprache, *daß sie [die Schrift] ein Hausbuch gebildeter Familien abgeben konnte*¹⁷: Sein Ziel erreichte er, denn das Opus wuchs zum maßgeblichen Geschichtswerk des Bürgertums.

Eine Mischung literarischer Gattungen folgte im ebenfalls monumentalen «Die Ahnen», deren 6 Bände nach dem Rückzug in die private Schriftstellerexistenz 1871 in dichter Folge entstanden. In ihnen breitet Freytag mit unverkennbar erzieherisch-nationalem Blick das Schicksal einer fiktiven Familie von der Germanenzeit bis 1848 aus; zur Verlebendigung entwickelt sich das Geschehen weitgehend in Wortwechseln innerhalb knapp gehaltener Szenerien. Das Theater lässt grüßen, im heutigen Rückblick muten viele Passagen als Drehbuch zu Filmsequenzen an.

5. Der Schwerpunkt «Dialog» ergibt sich offenbar aus der Art und Weise des Arbeitens: *Die Niederschrift habe ich, wie bei allen späteren Prosaarbeiten, nicht selbst besorgt, sondern diktiert. Das war mir wegen meines kurzen Gesichts und der gebückten Haltung (...) geraten worden. (...) Ich erhielt dadurch den Vorteil, daß ich Wortlaut und Satzfügung, während ich schuf, zugleich hörte, und dies kam dem Klang und Ausdruck oft zugute.*¹⁸ Zugleich geben derartige Aussagen einen Einblick in Privates. Ab den 1850er Jahren verlief Freytags Leben äußerlich weitgehend ruhig in den Aufenthalten in Siebleben und, mit Blick auf ein andauerndes Bronchitisleiden, seit 1879 während der Wintermonate in einer Villa in Wiesbaden, wo er 78jährig starb. Seine Produktion sicherte einen finanziell hervorragend abgesicherten Lebensstil, unterbrochen durch privates Familienunglück, das er kurz vor seinem 70sten in der Bekanntschaft und seiner 3. Ehe mit der Wienerin Anna Strakosch wenden konnte. Ob er sich seiner schwindenden kreativen Kraft bewusst wurde? Zwar renommierte publizistisch Freytag mit den «Ahnen» noch einmal, sicherlich dank seines Namens, die harsche Kritik ernstzunehmender Schriftstellerkollegen (wie Fontane) blieb nicht

15 aus der Widmung an Salomon Hirzel, den Verleger fast aller seiner Bücher.

16 Es gibt Ausnahmen, so etwa führt das Kapitel 9 – als eines der ganz wenigen mit eigenem Titel, hier *Das Weib an den Geliebten* – originale Beispiel ritterlicher Liebesdichtung an.

17 Erinnerungen, im Kapitel «Arbeiten der Mannesjahre»

18 Erinnerungen, im Kapitel «Arbeiten der Mannesjahre»

aus. Vielleicht nicht von ungefähr widmete er seine letzten Jahrzehnte der Edition seines Gesamtwerks; die parallelen Lebenserinnerungen 1887 scheinen alle Mängel auszublenden, Freytag findet, indem er sich *Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit des sprachlichen Ausdrucks*¹⁹ zuschreibt, hinlänglich für Schwächen «andere» Begründungen. Wieder gab ihm die von seinem unzweifelhaften Ruhm genährte breite Rezeption recht.

Martin Stankowski

Ernst Jünger (1895 – 1998)

Ernst Jünger ist 103 Jahre alt geworden und bleibt ein Schriftsteller, an dem sich die Geister scheiden. Wir feiern am 29. März seinen 125. Geburtstag. Er kam in Heidelberg auf die Welt und überlebte eines der verheerendsten Jahrhunderte europäischer Geschichte mit seinen zwei Weltkriegen, in denen Jünger beide diente.

Schon mit 17 meldete sich der Schüler zur französischen Fremdenlegion, die ihn nach Algerien schickte. Von dort floh er mit einem Kameraden nach Marokko, wo die beiden jedoch geschnappt und ins Ausbildungslager zurückgebracht wurden. Schließlich kam Jünger auf eine von seinem Vater initiierte, durch das Auswärtige Amt betriebene Intervention wieder frei. Diese Erfahrung setzte Jünger in *Afrikanische Spiele* (1936) literarisch um.

Während des Ersten Weltkrieges, den Jünger vom 1. August 1914 an miterlebte, wurde er bei tollkühnen Aktionen immer wieder verwundet. So auch wenige Tage vor der britischen Offensive in der Zweiten Sommeschlacht im Juli 1916, was ihm vermutlich das Leben rettete, da sein gesamter Zug im Laufe der Kämpfe aufgerieben wurde. Im Sommer 1917 rettete er seinem Bruder Friedrich Georg auf dem Schlachtfeld von Langemarck das Leben. In müßigen Stunden ging Jünger seiner „subtilen Jagd“, wie er sie nannte, auf Insekten nach. Er blieb Zeit seines Lebens begeisterter Entomologe.

In *Stahlgewittern* (1920), der Roman, in dem Jünger seine militärischen Erlebnisse verarbeitete, wird in der Literaturwissenschaft oft als Gegenstück zu Erich Maria Remarques kriegskritischem *Im Westen nichts Neues* (1929) dargestellt. Jünger betont auch die positiven Aspekte des Kampfes, etwa das Kame-

19 Erinnerungen, im Kapitel «Arbeiten der Mannesjahre»

radschaftsgefühl, ohne dabei jedoch die Sinnlosigkeit der Massentötung in industriellem Ausmaß zu leugnen.

Nach dem Ersten Weltkrieg positionierte sich Jünger als nationaler Autor gegen die Weimarer Republik, trat jedoch nicht in die NSDAP ein. In der ersten Hälfte der 1920er Jahre konzentrierte er sich darauf, seine Fronterlebnisse erzählerisch umzusetzen, etwa in *Sturm* (1923) oder *Wäldchen 125* (1925). Schon 1923 publizierte Jünger in „Der Völkische Beobachter“ seinen ersten politischen Artikel mit dem Titel *Revolution und Idee*, in der er sich für die Errichtung einer Diktatur unter einem Hakenkreuz als Symbol aussprach. Weitere Artikel folgten in „Die Standarte. Beiträge zur geistigen Vertiefung des Frontgedankens“, einer Beilage des „Stahlhelm“, die er mit herausgab. 1926 brach Jünger als junger Radikaler mit der Redaktion der Zeitung, die sich für die Legitimierung der neuen Regierung einsetzte. Fortan wandte er sich wieder verstärkt der Literatur zu.

Seine hauptsächlichen Einflüsse dieser Zeit bestanden auf der politischen und kulturellen Ebene aus den Ideen Friedrich Nietzsches und Thomas Manns, in lyrisch-ästhetischer Hinsicht aus denen Charles Baudelaires und Arthur Rimbauds. Wenn Jünger auch anfangs noch von der Figur Hitlers fasziniert war, lehnte er doch schon früh den Rassebegriff der NSDAP ab. In den späten 1920er Jahren verkehrte Jünger nicht nur mit Schriftstellern der sog. Konservativen Revolution, sondern auch mit sich offen zum Kommunismus bekennenden Autoren und veröffentlichte in deren Blättern.

Dies hatte 1929 einen Angriff Joseph Goebbels in der gleichnamigen, von ihm herausgegebenen Zeitung zur Folge, nachdem Jünger in einer diesem politisch unliebsamen Zeitschrift behauptete, dass nicht nur der Antisemitismus für den neuen Nationalismus nicht „wesentlich“, sondern ebenfalls, dass der Nationalsozialismus durch Anbiederung inzwischen Teil der bürgerlichen Ordnung geworden sei. Jünger deutete einmal an, dass Goebbels Freundschaft möglicherweise von einem intimen Verhältnis zu dessen späteren Geliebten, der tschechischen Schauspielerin Lída Baarová, herrühren könne. Doch für ein solches Verhältnis gibt es keine Belege.

Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten musste Jünger wegen seiner Nähe zu sozialistischen Schriftstellern mehrere Hausdurchsuchungen seitens der Gestapo über sich ergehen lassen, obwohl er seine Bereitschaft erklärte, am Aufbau des neuen Deutschlands mitzuwirken. Schon 1934 zog er von Berlin nach Goslar um, 1936 nach Überlingen, und lebte ab 1939 in Kirchhorst bei Hannover.

Im selben Jahr erschien *Auf den Marmorklippen*, das häufig als versteckte Kritik an der NS-Diktatur gelesen wird, und in den nächsten Jahren größere Auflagenzahlen erlebte. Bei Kriegsausbruch wurde Jünger zur Wehrmacht eingezogen und erhielt den Rang eines Hauptmanns. Nach der Besetzung Frankreichs bezog er Quartier im Hôtel Raphael, wo er ein verhältnismäßig bequemes Leben führte. Die Versorgung war gewährleistet, Jünger konnte auch die eine oder andere Liebschaft unterhalten. Verurteilt wird er von manchen Journalisten für seinen Tagebucheintrag des 27. Mai 1944, in dem die berühmte Szene geschildert wird, wie er einen Bomberangriff von der Dachterrasse des Raphael durch ein Glas Burgunder hindurch beobachtet, „in dem Erdbeeren schwammen“. Der Anklang an Autoren der Dekadenz, etwa Joris-Karl Huysmans oder Baudelaire, ist unverkennbar. Diejenigen Literaturwissenschaftler, die Jünger verteidigen, heben besonders seinen ausgeprägten Sinn für Ästhetik, wie sie besonders in seiner Prosa zum Tragen kommt, hervor.

Jünger diente in Paris im Stab des Widerstandskämpfers und Generals der Infanterie Carl-Heinrich von Stülpnagel. Dieser entsandte ihn im November 1942 in den Kaukasus, möglicherweise um die Truppenmoral zu überprüfen. Drei Monate später kehrte Jünger nach Paris zurück. Er war mit mehreren Angehörigen des dortigen Widerstandskreises bekannt. Es ist jedoch schwer festzustellen, wieviel Jünger von den Verschwörungsplänen der „Operation Walküre“ wusste. In seinem Tagebuch drückt er sein Missfallen am Befehl aus, SS und Gestapo in Paris nach dem fehlgeschlagenen Attentat wieder freizulassen.

Jüngers Sohn, der nach seinem Vater benannt war, fiel Ende November 1944 in der Nähe des italienischen Städtchens Carrara. Ein Mitschüler hatte Ernstel, wie der damals 17-jährige Marinehelfer von seinen Eltern gerufen wurde, und einen Kameraden früher im selben Jahr wegen defätistischer Bemerkungen gegen Hitler und den Krieg denunziert. Nach einem Militärgerichtsverfahren wurde Ernstel zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt, jedoch die in solchen Fällen übliche Todesstrafe durch Intervention des Vaters abgewendet. Jünger und seine Frau konnten den Verdacht ihr Lebtag nicht ganz tilgen, dass ihr Sohn vielleicht von der Gestapo liquidiert worden sei.

Nach dem Krieg erhielt Jünger in der britischen Besatzungszone bis 1949 Publikationsverbot. Im gleichen Jahr wurde Jünger mit dem Erfinder von LSD, Albert Hoffmann, bekannt. Sie vollzogen Selbstversuche mit der Droge, woraufhin Jünger seine Erlebnisse in der Erzählung *Besuch auf Godenholm* (1952) festhielt.

Als zentrale Werke der Nachkriegszeit sind der Essay *Der Waldgang* (1951) sowie der Roman *Eumeswil* (1977) zu nennen, in denen Jünger die Bedeutung kritischen Denkens hervorhebt und die Anpassungsbereitschaft unter diktatorischen Zuständen verurteilt. Bemerkenswert sind vor allem Jüngers Tagebücher; sie können vielleicht sogar als sein Hauptwerk gelten. Andere Autoren haben mehr Romane, auch mehr Erzählungen veröffentlicht als Jünger. Aber dieser hat von 1914 – mit Unterbrechungen – bis 1996 Tagebuch geführt, und in der Nüchternheit seines Stils ein Dokument von unschätzbarem historischem Wert geschaffen. In den *Gesammelten Werken* füllen auch Jüngers Essays sieben Bände, und decken so unterschiedliche Themen ab wie Krieg, wissenschaftliches Streben, geographische Besonderheiten, Drogen, Zahlen, Götter, Fragen der Literatur und des Lebens als Autor, und biographische Studien. Somit übertreffen die Aufsätze an ihrer Seitenzahl ebenfalls Jüngers Prosawerk.

Jüngers Ehefrau Gretha starb 1960. 1962 heiratete Jünger seine zweite Frau, die Germanistin Liselotte Lohrer, welche den Aufbau des Cotta-Archivs am Deutschen Literaturarchiv Marbach maßgeblich vorangetrieben hat.

Für späte Unruhe in Form von durch die Grüne Partei organisierten Protesten sorgte die Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt an Jünger 1982. Er wurde von den Demonstranten beschuldigt, ein Wegbereiter des Nationalsozialismus, ein Feind der Demokratie und ein Kriegsverherrlicher zu sein.

Zwei Jahre später nahm Jünger als Überlebender von deutscher Seite an den Gedenkfeierlichkeiten der Schlacht von Verdun teil, auf dem sich François Mitterand und Helmut Kohl als Zeichen der Versöhnung die Hände reichten.

1986 flog Jünger nach Kuala Lumpur, um den Halleyschen Kometen zu sehen. Er gehört damit zu den wenigen Menschen, die den alle 75 Jahre wiederkehrenden Kometen zweimal in ihrem Leben gesehen haben. Zwei Jahre vor seinem Tod konvertierte Jünger zum katholischen Glauben.

Viele der Vorwürfe, die heute gegen Jünger erhoben werden – beispielhaft kann man auf die Bezeichnungen der Demonstranten 1982 verweisen – beziehen sich auf Jüngers Schriften aus den 1920er Jahren. In diesem Jahrzehnt war Jünger zweifellos nicht der Vorzeigedemokrat, wie man ihn sich heute wünscht. Die Kritiker sollten sich erinnern, dass die Handlungen und Äußerungen eines Autors aus ihrer Zeit heraus verstanden werden müssen, anstatt sie retrospektiv zu verurteilen, weil sie nicht den Maßstäben des 21. Jahrhunderts entsprechen.

Aber diese Kritiker täten ebenso gut daran, einem Mann, der über hundert Jahre alt geworden, und Zeit seines Lebens einer der prominentesten deutschen Schriftsteller geblieben ist, auch eine gewisse geistige Entwicklung zugestehen. Denn seine Nachkriegsschriften beweisen sehr wohl, dass Jünger nicht bis ins Alter hinein auf dem politischen Standpunkt seiner Jugend geblieben ist – wie es vermutlich bei jedem Menschen der Fall ist.

Es scheint vielmehr, als sei Jünger immer gegen den Zeitgeist gewesen, oder hätte ihn doch wenigstens mit einem kritischen Auge betrachtet. Noch in der Kaiserzeit ist Jünger dem Wandervogel beigetreten, einem deutschlandweiten Verband junger Menschen, die auch mehrtägige Ausflüge an der freien Luft unternahmen, und sich nach Auffassung der zeitgenössischen Moral außerordentlich freizügig und fortschrittlich gebärdeten. Der strengen schulischen Routine entfloh Jünger nach Nordafrika, und in den 1920ern stellte er sich gegen die neue staatliche Autorität. Zur Frustration Goebels ließ er sich auch nicht in effektive NS-Propagandaveranstaltungen einbinden, sondern lebte zurückgezogen und verfasste einen regimekritischen Roman.

Eine der neuesten Biographien stammt von Helmuth Kiesel und ist 2007 bei Siedler erschienen. Sie kann jedem, der sich mit Jünger auseinandersetzen möchte, als besonders ausgewogene Einführung in das Werk eines Schriftstellers empfohlen werden, dass vier Regierungen und fast das gesamte 20. Jahrhundert abdeckt: ein deutsches Leben.

Max Haberich

Franz Werfel auf dem Königberg

Zum 130. Geburtstag

Mit Axel Corti als Regisseur habe ich in meiner Zeit als Fernsehspielchef des ORF im Laufe von fünfundzwanzig Jahren – meiner Erinnerung nach – fünfzehn Filme zustande gebracht. Während seines letzten, dem *Radetzky*-Marsch, ist er gestorben, und seine Cutterin und ich mussten den Zweiteiler in München ohne ihn fertigschneiden, kurz, die Schwierigkeiten waren immer enorm, aber keine Produktion begann so katastrophal wie die *Blassblaue Frauenschrift* von Franz Werfel.

An einem Freitag des Jahres 1983 kam Axel in mein Büro - das war damals

noch in der Argentinierstrasse – und sagte kreidebleich: „Wir können am Montag nicht drehen, meine Hauptdarstellerin ist im Spital.“

„Nimm eine andere.“

„Das geht nicht. Die Einzige, die ich mir sonst noch vorstellen kann, ist die Tochter vom Klaus Kammer, aber die ist in einem fixen Jahresengagement am Theater in Kiel.“

„Dann kauf sie raus!“

„Das ist teuer.“

„Bitte, Axel, wenn wir am Montag nicht drehen, ist das noch viel teurer. Wir haben den Schenk als Minister Spittelberger, den Sowinetz als Kabinettschef Skutecky, den Marischka als Professor Schummerer, den Leopold Lindtberg als Professor Bloch und ...“

„Gut, gut, ich ruf dich an,“ sagte er, und weg war er.

Erstaunlicherweise haben wir am Montag dann tatsächlich gedreht. Mit der wunderbaren Friederike Kammer. Sie war vom ersten Tag an die junge Jüdin Vera Wormser.

Mir war vom ersten Tag an klar, Axel Corti hat sich mit dieser Geschichte höchst persönlich identifiziert. Wohl wegen seines eigenen Herkommens. Seine Familie hatte es in der Nazizeit nicht leicht gehabt. Er war ja 'kein Deutscher', sondern ist als Leopold Karl Anatole Axel Fuhrmans 1933 in Boulogne bei Paris auf die Welt gekommen. Sein Vater war ein halber Italiener, der damals den französischen Staatsbahnen Lokomotiven verkauft hat – weswegen der Regisseur Corti in unseren Filmen immer wieder großmächtige Lokomotiven auftreten ließ –, vor allem aber ist sein Vater dann im Krieg mit dem französischen Widerstand in Verbindung gekommen, und der zehnjährige Axel musste mit seiner Mutter im Jahr 1943 plötzlich 'in die Schweiz fliehen', wurde aber auch dort nach 1945 'des Landes verwiesen', und bekam dann schließlich in Italien – auf Vermittlung eines Priesters – einen Pass mit dem erstaunlichen Namen Alfonso von Cassino Corti.

Er kam schließlich als schon Sechzehnjähriger 1949 nach Österreich, hatte aber wohl deswegen schon von Anfang an den Blick eines Außenseiters auf dieses Land. Als ein quasi Fremder nahm er all diesen scheinbar so Unschuldigen ihre Unschuld nicht ab. Weder dem Minister Schenk, noch dem Kabinettschef Sowinetz, und schon gar nicht dem immer so wohlherzogenen und alle mit sei-

nem adligen Charme bezaubernden Sektionschef Leonidas Tachezy des Friedrich Thun.

Denn die *Blassblaue Frauenschrift* des jüdischen Autors Franz Werfel ist ja nicht nur die schreckliche Geschichte eines armseligen Liebesverrats, sie ist auch ein entlarvendes Psychogramm eines Opportunisten, aber vor allem ist diese Erzählung ein zeitgeschichtliches Dokument über den ewigen Antisemitismus in Wien.

Und auch ein Dokument von Worfels Flucht. Er hat diese Erzählung im Jahr 1940 – nach seinem Verschwinden aus Österreich – in dem südfranzösischen Fischerdorf Sanary-sur-Mer geschrieben, sie dann aber erst auf einer weiteren Fluchtstation, in Buenos Aires in Argentinien, zum ersten Mal veröffentlichen können.

Die Geschichte endet mit einem Abend in der Staatsoper. Der Herr Sektionschef schläft in einer Loge an der Seite seiner Frau Amelie während einer Aufführung des *Rosenkavalier* von Richard Strauss – des Präsidenten der Nationalsozialistischen Reichsmusikkammer – sanft ein, aber, schreibt Werfel, „während er schläft, weiß Leonidas mit unaussprechlicher Klarheit, dass heute ein Angebot zur Rettung an ihn ergangen ist, dunkel, halblaut, unbestimmt, wie alle Angebote dieser Art. Er weiß, dass er daran gescheitert ist. Er weiß, dass ein neues Angebot nicht wieder erfolgen wird.“

Seine Jugendliebe Wera Wormser hatte ihn nämlich in einem Brief mit 'dieser blaßblauen Frauenschrift' gebeten, für einen begabten, jungen Mann, der aus den 'bekannten Gründen' in Deutschland im Jahr 1936 nicht mehr 'das Gymnasium besuchen könne' hier in Wien 'etwas zu tun ...'

Aber er hatte nichts getan.

Obwohl er im ersten Moment tatsächlich mutig hatte sein wollen, und sich zu seiner Liebe und seinem 'in hohem Maße israelitischen Sohn' hatte bekennen wollen. Bei einer Kabinettsrunde mit seinem Minister hatte der sonst durchaus immer sehr vorsichtig argumentierende Sektionschef Leonidas Tachezy heute sogar seine berufliche Stellung kurzfristig riskiert und sich 'gegen den Geist der Schuschniggzeit' plötzlich für den jüdischen Professor Bloch eingesetzt ...

Aber dann traf er seine alte Freundin Vera Wormser im Parkhotel Schönbrunn, und sie sagte ihm, der junge Mann sei gar nicht sein Sohn, sondern 'der Sohn einer Freundin', und sofort flüchtete sich Leonidas wieder in seine aalglatte Angepasstheit, obwohl er bei der Gelegenheit sogar erfuhr, dass er mit seiner

großen Liebe Vera Wormser tatsächlich einen Sohn gehabt hat, der allerdings unglücklicherweise im Alter von zwei Jahren gestorben ist. Er hatte nur Veras seinerzeitigen Brief aus schlechtem Gewissen ungelesen zerrissen.

Kurz, es ist kein heiterer Film, aber Axel Corti und ich, also der Regisseur und der verantwortliche Hauptabteilungsleiter, wir beide liebten unseren Film sehr – ja, wir waren auch stolz auf diese erste Coproduktion des ORF mit der mächtigen RAI, der staatlichen italienischen Rundfunkanstalt –, und darum hatten wir mit einer großen Vorfreude über fünfhundert Gäste in die große Studiohalle auf den Küniglberg zu unserer 'Festpremiere' eingeladen.

Unser polnischer Kameramann Edward Klosinski war da, die blonde, polnische Hauptdarstellerin Amelie Tachezy – also die zauberhafte Krystyna Janda –, und mit ihr war Rudolf Melichar gekommen, mit einer ungewöhnlich großen Zahl von prominenten Wiener Schauspielern und Schauspielerinnen, vor allem aber zeigten sich alle Fernseh-Journalisten der Hauptstadt-Zeitungen höchst interessiert, und in der ersten Reihe saß als Ehrengast Gerd Bacher, der nun wieder unser Generalintendant geworden war.

Und neben ihm saß eine schmale Studentin der Filmakademie. Und die hat ihm wohl am Schluss geflüstert, dass man „heutzutage im internationalen Film-business nicht mehr so viel Text im Off“ haben darf.

Folglich stürzte unser Generalintendant, kaum war die letzte Einstellung vorbei, zum Lift in den sechsten Stock, und auch ich stürzte sofort parallel dazu in mein Büro in den vierten Stock, denn ich wusste, gleich würde er mich am Telefon ganz fürchterlich beschimpfen.

Und so kam es.

„Da ist ja alles im Off ...“

„Ja, richtig! Denn das ist ja auch, bitte, eine Romanverfilmung ... Und wir wollen doch den Originalton vom Werfel ...“

„Nix, nix ... Das ist der letzte Schas!“

Ich war grenzenlos enttäuscht, sagte aber laut und klar, dass ich trotz seiner Wut unseren Film zum diesjährigen Prix Italia einreichen werde.

„Des macht den Schas ah net besser,“ sagte er und legte auf.

Ich schluckte.

Der Prix Italia war damals immerhin der wichtigste europäische Fernsehpreis ... Also rief ich ihn ein halbes Jahr später strahlend – noch während der Pres-

sekonferenz – aus Sardinien an, um ihm zu sagen, dass wir den Prix Italia tatsächlich zum dritten Mal hintereinander gewonnen hatten, nach den *Schönen Tagen* vom Innerhofer und dem *Dorf an der Grenze* von den Herren Pluch und Lehner, nun auch mit der *Blassblaue Frauenschrift*.

„Womit“, fragte er.

„Mit dem Film, den du den letzten Schas genannt hast.“

„Na, sixt“, sagte er, „da hab i ja scho wieda recht ghabt.“

Und dann lachte er.

So war er.

Jederzeit bereit, einen Irrtum zuzugeben. Wenn der Irrtum nur nachweislich mit einem internationalen Erfolg verbunden war. Denn internationale Erfolge liebte er mehr als alles andere.

Gerald Szyszkowitz

Rezensionen

Hans Bäck

Stahl, Seide, Sog & Druck

Roman

Engelsdorfer Verlag 2020, 412 Seiten

ISBN 978-3-96145-876-9

Das Scheitern ist allen Idealisten gemeinsam – die Quintessenz des über vierhundert Seiten starken Romans von Hans Bäck. Wer davon überzeugt ist, dass Wirklichkeit, Wissen und Moral mit Denken und Erkenntnis ursächlich verbunden sind, der will sich dennoch an einen Strohalm der Hoffnung klammern. Diesen Strohalm der Hoffnung bekommt man am Ende geschenkt, wenn man die Lektüre durchgehalten hat. Der Autor macht es dem Leser, der Leserin, allerdings nicht leicht, weil er mit der Sprache sehr nüchtern hantiert, streckenweise die Handlung fast protokollarisch vorantreibt, der Text sich mitunter so sperrig liest wie der Titel.

Der Roman besteht aus zwei Teilen: Teil 1 Stahl und Seide, Teil 2 Sog und Druck und spannt einen Bogen von den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts bis in den Beginn des 21. Jahrhunderts. Die Liebesgeschichte der Protagonisten Andreas Corman und Celia Fürstner ist eingebettet in österreichische Zeit-, ja Wirtschaftsgeschichte – mit Rückblenden ins k & k Altösterreich, wo Triest und Pula noch österreichisch waren. Das Liebespaar reist beruflich und privat in diese Gegend, ist ein Karrierepaar der österreichischen Nachkriegs- und Wiederaufbauleistungsgesellschaft, mustergültig im Hamsterrad des Erfolgs rennend. Alle anderen handelnden Personen sind wie geschaffen, um das Scheitern der beiden exemplarisch zeigen zu können. Andreas Corman könnte durchaus das Alter Ego des Autors sein, weil in seiner Biografie zu lesen ist, dass er gelernter Betriebswirt und Maschinenbauer ist. Eine Realfiktion könnte man den Roman nennen. Das Tal der Seidenfabrikanten im Piemont gibt es tatsächlich, wie die Schiffswerft bei Triest.

Wer nebenbei erfahren möchte, wie man Bleche rollt und schweißt, dass eine Harnstoffanlage einen übergroßen Kessel braucht, warum die Seidenraupe eine Raupe ist und unter Garantie kein Wurm, der möge sich durch die Seiten fressen, wie der sprichwörtliche Bücherwurm. Wer der sogenannten Babyboomer-Generation angehört und dem Bildungsbürgertum, wird sich immer wieder selber zu erkennen glauben, wenn da Heinrich Böll zitiert wird, wenn über Opernbesuche in Wien, München und Mailand erzählt wird, von Museumsbesuchen und der Kunststadt Basel berichtet, die Qualität italienischer Rotweine nebenher gepriesen wird, wenn auch Berg- und Gipfelromantik zum Geschehen gehört. Arbeitseifer, Stress, Managementfehlscheidungen, Intrigen und die große Sehnsucht nach dem erfüllten Leben sind den Lesern aus eigener Erfahrung gegenwärtig, wie die Frage nach dem Wozu, die gerade dann hochploppt, wenn das Schicksal alles Plan- und Machbare mit einem Schlag ruiniert.

Es immer die Frage nach dem Sinn des Lebens, die jedermann nur zu gerne beiseiteschieben will, um lebensstauglich zu funktionieren. Ein Mensch ist aber ein Mensch und keine Maschine und der Sehnsucht nach dem erfüllten Leben ist nicht mit wirtschaftlichen Parametern beizukommen.

Hans Bäck hat beim Schreiben einen langen Atem bewiesen. Es ist der Atem des Lebens, wenn ein Mensch doch schon ein Stück in seiner Mitte ruht, zurückschauen kann, seiner eigenen Generation ganz menschenfreundlich den Spiegel vorhält und der Generation, die das Leben noch vor sich hat, „etwas“ mitgeben will. Ein Schriftsteller benennt dieses „etwas“ nicht explizit, er ist ja kein Lehrer mit pädagogischem Impetus, aber ein Mensch, der das Wesentliche zur Sprache bringt, von A wie „aufschreiben“, über B wie auch „bruchstückhaft“ zu C wie „Corman“ und „Celia“, weil jeder, jede von uns so ein C ist.

Doris Kloimstein

Elfriede Bruckmeier

Kostproben

Erzählungen

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2020, 125 Seiten

ISBN 978-3-902717-53-5

Seit Jahrzehnten leitet Elfriede Bruckmeier den Verein für Kunst und Kultur Eichgraben, eine verdienstvolle Institution, deren Stellenwert in der he-

mischen Kulturlandschaft gar nicht hoch genug geschätzt werden kann – und ist selbst zur Institution, mehr noch, zur Instanz geworden. In ihrem neuen, schön gestalteten Band zeigt sich die bisher vor allem als Lyrikerin literarisch in Erscheinung getretene Autorin als gewiefte Erzählerin, die gekonnt der Dichotomie aus Dichtung und Wahrheit frönt. Autobiografisches verbindet sich mit Familiengeschichte – vor allem im ersten Teil („Erinnern“) –, anekdotische Funde wechseln mit erfundenen, aber möglich scheinenden Auffüllungen der Realität („Andichten“, „Erdichten“). Stilistisch überzeugt Bruckmeier mit knapper, pointierter Formulierkunst, die auch Hannes Vyoral in seinem trefflichen Vorwort zu Recht würdigt, inhaltlich spannt sich ein weiter Bogen aus dem eigenen Lebensumfeld bis zu Persönlichkeiten, denen jeweils besondere Bedeutung für sie zukommt. Das nimmt seinen Ausgang von der ersten Begegnung mit ihrem Mann, dem Maler Lothar Bruckmeier (1927-2016), dessen Bilder die Texte in diesem Band auf duftig-schwerelose Weise begleiten, schwingt weiter zum Großvater, der bereits das Gasthaus in Eichgraben betrieben hat, dem „Pascha aus Niederösterreich“ mit inniger Verbindung zur Dienstbotenmadonna im Wiener Stephansdom, bis zur rätselhaften Jugendliebe der Tante Karoline. Die Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit bildet eine merckliche Zäsur: *Hätte ich nicht inzwischen Lesen gelernt, ich wäre schier verzweifelt.* Ihre empathische Reverenz erweist Bruckmeier auch dem israelischen Friedensaktivisten Abie Nathan, dem italienischen Stilleben-Spezialisten Giorgio Morandi, dem rumänisch-schweizerischen Künstler Daniel Spoerri und seinem Gartenprojekt in der Toskana, dem deutschen Dichter Matthias Claudius, einem argentinischen Tangomusiker: stets einfühlsam sich in die jeweilige Psyche hineindenkend, mit wenigen skizzenhaften Strichen ausreichend charakterisierend. Immer wieder gelangen wir an Schauplätze, die es längst nicht mehr gibt, etwa der vom Architekten Adolf Krischanitz entworfene Traisenpavillon in St. Pölten oder die Wiener Cafés Siller und Casapiccola. Die Geschichten im letzten Abschnitt belegen nochmals die Gabe, auf wenigen Seiten eine Biografie, eine Konstellation oder ein episodisches Geschehen zu entwerfen, wofür andere ganze Wälzer benötigten. Weniger ist eben mehr – wenn man die Kunst der Reduktion aufs Wesentliche so beherrscht wie Elfriede Bruckmeier. Solche „Kostproben“ machen schon Appetit auf mehr.

Ewald Baringer

Klaus Ebner

Auf der Kippe

Prosa

BoD – Books on Demand, Norderstedt 2020, 151 Seiten

ISBN 973-3-750470163

Der formale Aufbau könnte einfacher nicht sein: Es handelt sich durchwegs um kurze Prosastücke mit Titeln, die aus einem Wort bestehen und die alphabetisch geordnet sind „abendlich“, „aufmerksam“, „augenzwinkernd“, usw. Den kurzen Texten ist wieder gemeinsam, dass sie aus einem einzigen Satz bestehen. Dieser Satz ist allerdings lang, oft mehr als eine Seite. Damit sind aber auch sogleich die Grenzen gesetzt und die Ausdrucks- und Erzählweise muss ganz bestimmten Regeln folgen.

In einem Satz auszudrücken, was man sagen will, bedarf sowohl Disziplin als auch Virtuosität. Einerseits ist ein Satz eine sehr kurze Ausdrucksform,

andererseits kann ein Satz von einer gewissen Länge verblüffend vieles ausdrücken, wenn er, wie hier verwendet wird. Der lange Satz eignet sich zum Philosophieren und zum Geschichten erzählen gleichermaßen. Der lange Satz kann so der Form der Kurzgeschichte sehr nahekommen, muss sich aber doch stets auf die Möglichkeiten beschränken, die ein einziger Satz als Ausdrucksform anbietet.

Um die Möglichkeiten des Satzes optimal zu nutzen kommt es zu Verschachtelungen, die auch in Richtung Lyrik führen, denn der lange Satz bekommt durch seine Ausdehnung automatisch etwas Fließendes. So entsteht ein Zwischending zwischen kurzer Prosa und langer Lyrik mit all seinen Vor- und Nachteilen. Die Sprachschönheit geht zuweilen Hand in Hand mit einer schweren Verständlichkeit des Inhalts. Die Grade der Zugänglichkeit schwanken. Es gibt sehr leicht verständliche Sätze und manche, an deren Aussage schwer heran zu kommen ist, was vom Leser aber auch als Herausforderung begriffen werden kann.

Da es sich um ein Zwischending von Lyrik und Prosa handelt, geht es bei einem Teil der Texte mehr um den Aussagewert, bei den anderen mehr um Poesie. Ironie spielt bei vielen dieser Sätze eine große Rolle. Diese Ironie ist ihrerseits wieder doppelbödig, weil es nicht immer klar ist ob es sich tatsächlich um Ironie handelt. Manches, was man für Ironie hält, könnte durchaus so gemeint sein, wie es scheint, und anderes voller Ironie sein, was man für ernst gemeint hält.

Es wird also in vieler Hinsicht ein Spiel mit dem Leser gespielt, auf das er sich einzulassen bereit sein muss.

Die Palette der Themen ist groß. Die Sätze wenden sich weltpolitischen Fragen genau so zu wie kleinen Alltagsproblemen, Selbstmitleid, Egoismus, der Arbeitswelt, der Überforderung des Einzelnen, Erotischem und sehr oft der Scheidungsproblematik, wobei oft die Perspektiven gewechselt werden. Die Texte werden einmal aus der Sicht des allwissenden Erzählers, des Ich-Erzählers, oder in der 3. Person erzählt.

Die präzise, detailgenaue Sprache, die abwechslungsreiche Thematik und sogar das Spiel mit dem Leser macht „Auf der Kippe“ zu einem anspruchsvollen Lesevergnügen, das schon mit der Frage beginnt, was mit dem Titel gemeint ist. Auch dazu gäbe es mehrere Interpretationsmöglichkeiten.

Bernhard Heinrich

Klaus Ebner

Physikstunde

BoD-Books on Demand Norderstedt

ISBN 978-3-750423749

Wenn man nicht wüsste, was aus dem jungen Mann von einst geworden ist, der hier vor 35 Jahren mit leichter Hand und erstaunlich reif kurze Erzählungen schrieb, man würde ihm eine Zukunft als Schriftsteller voraussagen. Nun, nach vielen Veröffentlichungen macht er dieses Jugendwerk zugänglich, das es damals in nur wenigen Exemplaren als Kopierdruck gab.

„Physikstunde“: der innere Monolog schwankt zwischen dem verehrten Physiklehrer und der Mutter, die ihn zu Haushaltsaufgaben zwingen möchte, hin und her, und über seinem Haupt schwebt die Gefahr eines möglichen Stiefvaters.

„Bei der anderen“ ist ein Dialog in Andeutungen, ein echtes Minidrama mit Stoff zum Nachdenken.

Verliebt in Hellas muss schon der Gymnasiast gewesen sein. Und dass er nicht enttäuscht war vom realen Griechenland der achtziger Jahre ehrt ihn.

Der „Lancelot“ der Artussage – hier ist er mit seiner Abgebeteten Königin al-

lein im leeren Raum, nackt. Sie wünscht sich ein Haus, das Haus wird zu klein, zuletzt kommt man in ein Schloss, und rundherum sind Gäste, alles was Rang und Namen hat. Doch sie finden zurück in die Umarmung, und „außer ihnen war nichts“ – ein sehr schöner Text!

Der Kaiser: ein wenig erinnert die Geschichte an Edgar Allen Poe – doch welcher Autor hätte nicht schon einmal in einem Alptraum gesehen, wie sein Werk vernichtet wird, und er kann nichts dagegen tun, denn er ist gefesselt von einer bösen Macht (vielleicht von einem Kritiker?)

Begegnungen in U Bahn und Schnellbahn haben es in sich, dass sie aufmerksame Beobachter zu Geschichten über Menschen in ihrer Umgebung anregen. Und Ähnlichkeiten, reale oder imaginierte setzen einen Gedankenstrom in Bewegung, der sich zu einer Geschichte auswächst. Ein Name, plötzlich erinnert, zeigt uns ein ganzes Schicksal.

Diese Talentprobe von einst hat es verdient, nun in schöner Gestaltung nochmals den Lesern zugänglich gemacht zu werden und wir wünschen ihr eine freundliche Aufnahme.

Elfriede Bruckmeier

Elisabeth Escher

Das Fenster zum Himmel

Bernardus, Aachen 2020, 315 Seiten
978-3-8107-0320-0

Das Schicksal Marie Muths, die mit sieben Jahren zum Pfarrer eines kleinen Dorfes kommt, steht repräsentativ für das Los vieler Heimkinder. Gerüchte schwirren bald durch die Luft, und es kommt sogar zum Skandal.

Dank des klaren, knappen Stils der Autorin liest sich das Buch, das in den 1960ern spielt, sehr rasch – einer Zeit, die noch nicht so lange her ist, und dennoch wie eine andere Ära erscheint. Dies nicht zuletzt durch die außerordentliche Strenge von Maries Adoptiveltern. Escher gelingt es, ohne Kitsch und Wehleidigkeit ein glaubwürdiges Bild dieser Jahre wie auch des ländlichen Milieus zu zeichnen. Angenehm fällt auch das Auge fürs Detail der Autorin auf, das in Bildern zum Ausdruck kommt, welche alle Sinne ansprechen, und die Handlung auf diese Weise entschieden näher an den Leser heranrücken.

Erwähnenswert ist, dass dieser Roman auf einer wahren Biographie beruht. Die echte Marie widmete ihr späteres Berufsleben der Sozialpädagogik, um Kindern, die ebenso schwere erste Jahre hinter sich hatten, beim Heranwachsen zu unterstützen. In diesem Sinne bleibt der Grundton von *Das Fenster zum Himmel* auf Liebe und Hoffnung ausgerichtet.

Max Haberich

Etela Farkašová

Stilleben eines frühen Abends

Erzählungen

Pilum LiteraturVerlag Strasshof, 2020, 174 Seiten

ISBN: 978-3-99090-014-7

Stilleben eines frühen Abends versammelt sechs Erzählungen. Gemeinsam ist ihnen, dass gewiss scheinende Identitäten plötzlich unsicher werden. Die Protagonistinnen – es sind durchwegs Frauen – entstammen einem intellektuellen Milieu, Reflexion gehörte immer zu ihrem Leben, was diese schleichenden Veränderungen umso bedrohlicher machen.

In der ersten und titelgebenden Erzählung wird eine Frau während einer Geburtstagsfeier, die jedes Jahr gleich abläuft, von Erinnerungen und Gefühlen heimgesucht, weil sie realisiert, dass dieses Fest mit diesen Personen so wohl zum letzten Mal stattfindet. Bald werden die ersten aus der Runde gestorben sein.

Olivia in *Olivia, vielleicht auch jemand Anderer* ist plötzlich damit konfrontiert, dass sie von wildfremden Menschen erkannt wird. Allerdings sprechen die sie mit ganz unterschiedlichen Namen an.

Eine Frau fährt In der Straßenbahn zum Verlag, bei dem sie Illustrationen für ein Kinderbuch abgeben soll. Auf einmal passiert ein Unfall. Ein sichtlich alter Mann hat sich beim Abbiegen verschätzt und die Straßenbahn gerammt. Alle Fahrgäste schimpfen darüber, dass ein Greis überhaupt noch Auto fährt. Die Frau erkennt, dass auch sie bald dieser Gruppe Menschen, die am besten nur noch bedürfnislos zu Hause bleiben sollten, angehören wird.

Eine Vernissage. Die Ehefrau des Kunstprofessors, der die Eröffnungsrede hält, bricht weinend zusammen. Nicht zum ersten Mal bei einem solchen An-

lass. Früher ist sie selbst Malerin gewesen. Dann bekam sie ein Kind mit Behinderung.

Eine Frau reist zu ihrer Tochter, die in einem anderen Land lebt. Der Partner der Tochter hat sich aus dem Fenster gestürzt und liegt auf der Intensivstation. Die Frau ist mit dem festen Vorsatz gekommen, der Tochter zu helfen, ein neues Leben aufzubauen. Doch das erweist sich als nicht so leicht, weil alles, was sie über den Partner der Tochter zu wissen glaubt, sich als falsch herausstellt – *Die Kehrseite des Leinens*.

Eine Frau begleitet ihren Mann zu einem Symposium nach Santiago de Compostela. Während er Vorträge hält, hat sie Zeit, sich die Stadt anzuschauen. In dem Bus, mit dem sie an Abend ins außerhalb gelegene Hotel fährt, trifft sie immer die selbe alte Frau. Diese scheint sie zu kennen, redet in einer unverständlichen Sprache auf die Protagonistin ein, bis diese selbst an eine Verbindung glaubt. Diese Transformation in eine andere Kultur und Zeit wird erst durch die Abreise und den Aufbruch zu einem Spanienurlaub – auch eine Art *El Camino – einer der Wege* – beendet.

Etelka Farkašovas Erzählungen sind keine leichte Kost, sicher nicht dazu geeignet, vor dem Einschlafen ein paar Seiten zu lesen. Kleine sprachliche Unebenheiten sind wohl der Übersetzung geschuldet, tun dem Gesamteindruck aber keinen Abbruch. Große Leseempfehlung für alle, die bereit sind, sich mit der eigenen Identität und deren möglicher Veränderung auseinanderzusetzen.

Sascha Wittmann

Wolfgang Fels

Bilder im Schattenlicht

Innsalz, Munderfing 2020, 151 Seiten
978-3-903321-15-1

Auch dieser Gedichtband von Wolfgang Fels besticht durch atmosphärisch dichte Stimmungsbilder, die man mit sich trägt, wenn man das Buch aus der Hand gelegt hat. Der Autor, der sein Berufsleben den Naturwissenschaften und der Medizin gewidmet hat, bietet originelle Wortschöpfungen und reiht bedeutungsschwangere Worte aneinander, die einem in dieser Verknüpfung noch nicht begegnet sind.

Die reimende Lyrik weist Anklänge der Romantik auf. Fels nimmt uns jedoch ebenso mit in die Antike und ins Spanien der Gegenwart. Als Beispiel für das Sprachgefühl des Autors kann das Gedicht *Spanischer Kaiseradler* gelten:

Mächtig gebreitet / die reglosen Schwingen / kreisend auf Wogen / steigender Lüfte / in rauschender Freiheit // Stolz sein warnender Ruf, / füllend die sengende Stille.

Eine Auswahl an Haikus und Aphorismen runden die Sammlung ab. Da Fels in seiner Lyrik vermeidet, im Gegensatz zu zahlreichen anderen Dichtern, ins Sentimentale abzugleiten – aber nicht nur deswegen – kann man *Bilder im Schattenlicht* mit Nachdruck für kontemplative Abende empfehlen.

Max Haberich

Wolfgang Groiss

Mosaik der Zeit

Gedichte zum Verweilen in eiliger Zeit

Verlag Berger, Horn/Wien 2020, 120 Seiten

ISBN 978-3-85028-918-4

Das Werk von Wolfgang Groiss ist umfangreich und vielseitig, es umfasst Jahrzehnte der Produktion und reicht von heiterer Lyrik bis zur Mundart, kehrt aber immer wieder zu den großen ernsten Themen der Lyrik zurück.

Der vorliegende Band ist eine Art Zusammenschau der vergangenen Beschäftigung mit Liebe, Landschaft, Jahreszeiten, Vergänglichkeit und unserem Verhältnis zu Gott, Themen, die ja alle innig zusammenhängen.

Die Präsentation der Gedichte ist ungewöhnlich, sie wurden nicht in Themenkreisen zusammengefasst, sondern in der alphabetischen Reihenfolge ihrer Titel aufgefädelt. Dadurch ergeben sich ungewöhnliche Nachbarschaften, Philosophisches steht neben Liebeslyrik, Jahreszeitengedichte neben Religiösem oder Politischem. Es kommt zu scheinbaren Konfrontationen, die auf den ersten Blick befremden. Dann aber erschließt sich die Absicht, denn am Ende kommt doch ein Ganzes dabei heraus: Landschaft, Philosophie, Politik, Religion, seelische Empfindung sind doch gemeinsam die Bausteine des Lebens,

gehen ineinander über und sind nicht getrennt voneinander zu verstehen. Der alphabetische Zyklus wiederholt nur den Zyklus des Lebens, einmal kommt uns dieses Thema, das andere Mal ein anderes Problem des Lebens unter, es kommt nicht alles fein säuberlich und getrennt daher. Am Ende entsteht ein Gesamtbild, das aus gar nicht so vielen Elementen besteht. Das wirklich Wichtige setzt sich nur aus einer Handvoll von Themen zusammen, denen wir immer wieder begegnen.

Und alles schwindet wieder, die Jahreszeiten, die Jugend. Dem möchten sich die Gedichte entgegenstemmen indem sie schöne und nachdenkenswerte Momente wieder heraufbeschwören.

Die zweite Absicht ist jedoch der Genuss der Gedichte, die in einer nervösen Zeit wie der unseren zum Verweilen und Nachdenken anregen sollen. Es sind nicht nur die Themen, die zur Besinnung einladen, das Lesen selbst soll dazu anregen den üblichen hektischen Tagesablauf zu unterbrechen und auf andere Gedanken bringen, heraus aus der üblichen Routine und Oberflächlichkeit. Der Leser soll sich zurück ziehen mit dem Buch und ruhiger werden. Er folgt den Bildern der Landschaften und Jahreszeiten oder er vergleicht seine eigenen Lebenserfahrungen mit denen des Autors, der oft eine wehmütige Bilanz zieht und zugleich empfiehlt, sich mit dem Unwesentlichen nicht aufzuhalten.

Unser Leben ist Stückwerk, Unvollkommenes, wir können aber versuchen, der Vollkommenheit durch die Beschäftigung mit dem Wesentlichen nahe zu kommen. Und was wäre vollkommener als Gott? Deshalb wird immer wieder die Beschäftigung mit Gott als Mittel gegen die fliehende Zeit empfohlen und als Weg zu uns selbst, auch wenn die Unvollkommenheit unsere Bestimmung ist.

Die Gedichte sind durchwegs ungerimt und auf Aussagen konzentriert, es geht nicht um die Sprache selbst, sondern um die Botschaft, welche Absicht in den letzten Zeilen des Gedichtes „Zeit für ein Gedicht“ noch einmal ganz kurz zusammen gefasst wird: „Die Zeit für ein Gedicht/ benötigen wir für die/ Arbeit an der Vollendung/ unserer Seele./ Zeit für ein Gedicht:/ Zeit für Besinnung!/ Zeit für die Seelenarbeit!“

Zu erwähnen wäre noch das aussagekräftige Umschlagbild, eine Sonnenuhr mit den Worten „tempus fugit“, welches auf die Thematik der Gedichte bereits formschön hinweist.

Bernhard Heinrich

Markus Grundtner

Planet im Ausverkauf

Literatur Quickie Verlag, Hamburg 2020, 40 Seiten
978-3-945453-66-7

Juristische Terminologie ist eine Sprache für sich, die vielen Leuten auf ewig unverständlich bleibt. Dabei gibt es Anwälte, die gar nicht so schlecht schreiben können, wie etwa John Grisham oder Ferdinand von Schirach – und sie verkaufen ihre Romane in hohen Auflagen. Markus Grundtner, der sich auf Arbeitsrecht spezialisiert hat, bereichert seine Sprachgewandtheit mit einem feinen Sinn für Ironie. Er führt uns ein in die Welt der Kanzleien und Mandanten, dabei die Schwächen der überdurchschnittlich Verdienenden aufzeigend, wie es Martin Suter in seinen Business-Class-Geschichten für die Finanzwelt getan hat. Ob es um die Intrigen hinter einer Beförderungsblockade geht, die Schikane der Praktikanten oder das Schröpfen vermögender Klienten bis zum Anschlag – Grundtner deckt die Bosheit und Eitelkeit dieser geschlossenen Zirkel auf höchst unterhaltsame Weise auf.

Neben der titelgebenden Geschichte sind auch *Da sucht einer sein Glück* und *Ganz unter uns* enthalten. Man kommt schnell auf den Geschmack und entdeckt dabei den einzigen Nachteil dieses Heftes: Es ist zu kurz! Unvermeidlich will der Leser mehr von Grundtners Stil. Ihm sei empfohlen, zu den Ausgaben der Literaturzeitschriften Podium, Die Rampe oder Erostepost zu greifen, in denen der Autor bereits veröffentlicht hat. Und natürlich auf den ersten Roman zu warten, der hoffentlich in nicht allzu ferner Zukunft erscheinen wird!

Max Haberich

Max Haberich

Am Abhang der Wind

Erzählungen und Satiren. Mit einem Vorwort von Reinhart Hosch

Verlag Erhard Löcker GmbH, Wien, 2019, 250 Seiten

ISBN 978-3-99098-003-3

Der Autor Max Haberich studierte Germanistik sowie Geschichte in Tübingen und Cambridge, dissertierte dort und lebt seit 2014 in Wien, wo er wertvolle Kulturarbeit leistet.

Wenn der Rezensent gleich in medias res geht, liegt dem ein Motiv zugrunde, welches das Hohelied über den Autor zu Superlativen veranlasst. Es muss nämlich zu äußerster Vorsicht wegen des hohen Suchtpotentials dieses Buches aufgerufen werden. Der hingebungsvolle Leser läuft Gefahr, sich in eine Wortschönheit ohne Maßen zu verwickeln, die ihm den Ausweg - und es kann ja wohl nur einen einzigen Ausweg geben – verbaut, verwehrt, verschüttet. Max Haberich hat zur Schönheit der deutschen Sprache einen besonderen, nämlich direkten, ja innigen Zugang. Was kann man als Rezensent Besseres über einen Autor sagen? Wer die Schönheit der Sprache liebt, muss Max Haberich lesen und wird dessen Sprachzauber lieben. Die Geschichten verschmelzen. Endlich einer, der sich an das Leben heranwagt. Man fühlt förmlich den Wind am Abhang wehen.

Was Max Haberich bis heute geschrieben hat, ist große Literatur. Und Großes kann die literarische Welt von ihm noch erwarten. Dem Löcker-Verlag ist aber zur Weitsicht, Max Haberich zu verlegen, zu gratulieren.

Wolfgang Groiss

Leopold Hnidek

Die erste Stadt

Verlag Hollitzer, Wien, 2019, 252 Seiten

ISBN 978-3-99012-589-2

Was macht ein Autor, der eigentlich Archäologe werden wollte und das aus wirtschaftlichen Gründen nicht geworden ist? Er schreibt neben dem Brotberuf Romane, in welchen er sein Wissen unterbringen kann, schreibt also über Ausgrabungen und auch über seine Sorge um die wenigen noch als Nomaden lebenden Völker. „Die erste Stadt“ ist so ein Roman.

Die Ausgangslage: in der Sahara wurden rätselhafte Bauwerke entdeckt, offenbar durch eine Wanderdüne freigelegt. Was dann passiert könnte aus einer Fernsehserie stammen: Israelis, US Amerikaner, Engländer, ja selbst der Vatikan bemühen sich darum, das Rätsel dieser Ruinenstadt zu lösen. Die handelnden Personen sind Stereotypen: die Tee trinkenden Briten, der Amerikaner mit den Füßen auf dem Schreibtisch etc. Aber bald wird es ernst, alle reisen in die Sahara, die Israelis bleiben im Sand stecken, ein Teil der US Armeeangehörigen fällt in die Hände einer Räubern- und Mörderbande, die Briten reisen als Touristen an und der Herr aus dem Vatikan verkleidet sich als Araber. Und endlich tauchen auch die „Herren der Wüste“ auf – die Tuareg!

Mit großem Einfühlungsvermögen werden Sitten und Gebräuche dieses stolzen Wüstenvolkes geschildert. Vergleicht man deren gegenwärtige Lebensbedingungen mit einem Buch über die Tuareg aus dem Jahr 1954 so wird die ganze Misere sichtbar. Damals konnte man von den Transporten mit Kamelkarawanen gut leben, sich von Oase zu Oase vorwärtsbewegen. Heute sind viele Oasen durch den Klimawandel verdorrt und die Brunnen ausgetrocknet. Transporte werden mit dem Flugzeug oder mit Geländewagen erledigt. Es nimmt nicht wunder, dass manche Wüstenbewohner neue Einnahmequellen erschließen, indem sie Flüchtlinge aus dem Süden ans Mittelmeer geleiten, wohl wissend, dass Europa für diese Menschen auch nicht das gelobte Land ist.

Der Tuareg Djamil ist ein weiser alter Mann. Als Junge wollte er „an die Grenzen gehen“ und erkundete Nordafrika zwischen Atlantik, Mittelmeer und dem Nil, in Rückblicken lernt man seinen Werdegang kennen. Er kennt die Sahara, die Beschaffenheit des Sandes, die Standorte der Brunnen, die alten Mythen und er kann das Rätsel um die „erste Stadt“ lösen. Er sorgt sich um das Überleben seines Volkes, ja der Menschheit überhaupt, wenn erst die Erderwärmung genau so weiter fortschreitet. Er deutet die Zeichen und verrät seinem Urenkel Raschid das geheime Wissen, das stets von den Ältesten von Generation zu Generation weitergegeben wurde.

Die Schönheit der Sahara und die Probleme, verursacht durch die Klimakatastrophe, verpackt in einem Abenteuerroman also, den man als Lektüre nur empfehlen kann.

Anmerkung: auf dem Einband ist ein Pferd mit Reiter in einer Graslandschaft zu sehen – hat denn der Graphiker das Buch nicht gelesen?

Elfriede Bruckmeier

Eva Kittelmann

Die Quadratur des Denkens

Vermutungen – Lyrische Sequenzen

Verlagshaus Hernalds, Wien, 2020, 153 Seiten

ISBN 978-3-902975-82-9

„... wir können das Denken gar nicht mehr verlernen, ihm stündlich ausgesetzt & ausgeliefert. Wir sitzen mitten drin. Kann sein, dass fern ein Endpunkt der Gedanken, unendlicher Gedankenreihen, jetzt nah erscheint (oder auch nicht). Denken ist Licht, ist Einsicht und Bemessen ...“

Mit diesem Kurzausschnitt aus dem Text „Denken“ ist der Pfad gelegt, dem die Autorin im vorliegenden Band folgt. Und jeder Gegenstand des Sinnens wird in ihren Texten analytisch durchdacht, bedacht, geformt und umgeformt wie es schon die Denker der Antike pflegten – aber nicht oft in einer sprachlich so verführerisch-rhythmischen, in einer so bildhaft-dichten Prosa, deren Auskosten dem Leser / der Leserin allein schon Belohnung wäre.

Und kaum eine Facette menschlicher Existenz findet sich in diesen lyrischen Prosatexten nicht, keine Befindlichkeit unseres Umfelds, die nicht durch die gestaltverleihende Kraft der Autorin Leben gewinnt, zu einem kleinen Diorama auswächst, philosophisch und psychologisch hinterfragt. Die Schönheit und die mit ihr (zwanghaft?) verzahnte Abgründigkeit des Menschen und seiner (teils bestechenden, teils monströsen) Welt ist ihr eine unerschöpfliche Vorgabe, und nicht zuletzt auch das Phänomen der Künste, wobei Eva Kittelmann mit ihrer immensen Kenntnis der Geistes- und Kulturgeschichte zu beglückenden Gedanken-Verknüpfungen findet, welche die Texte zu einem Exerzierfeld ungewöhnlicher Assoziationen machen. Dabei fallen in der lockeren Fülle der Reflexionen ewigkeitstrotzende Findlingsgesteine an wie: „Wir schauten nach und fanden nur den Abklatsch ungelebten Lebens.“ Als auch: „Das Leben ist nicht immer gut. Doch wird unter wehenden Bäumen auch dieses erinnert: was wir erfahren geht nicht verloren. Schließlich *hängt alles mit allem zusammen* mit den geheimen Myzellen, verborgenen Quellen, daraus sich der Schöpfer immer aufs Neue bedient“. Oder: „Heftiger Wunsch den Sinn aus den Dingen so zu erzwingen, dass Farben und Formen Herkunft & Werden & Wandlung von innen belegen, denn es kann sein, dass in den Dingen Entfaltungen wohnen innerer Stimmen ...“

Zum Abschluss noch die beschwörenden Worte Eva Kittelmanns (aus „Ver-

mutung“): „Es ist gewagt und doch, ich sage, das letzte Gute, Wahre, Schöne, die *Kalokagatia* der alten Griechen, die letzte Weisheit, wenn man will, besteht darin, die Stunden anzunehmen, wie sie kommen – sie zu vertiefen. Das Los ist vorgezeichnet, und wenn du tust, was nötig ist, wenn du es tragen willst, dann tust du recht“.

Gottfried Pixner

Regine Koth Afzelius

Der Kunstliebhaber

Roman

Edition Roesner Krems an der Donau 2019, 147 Seiten

ISBN 978-3-903059-79-5

Zu den inhaltlichen (ikonografischen, namentlich ikonologischen) Darlegungen ließe sich ziemlich viel ergänzen, einiges einwenden, sogar in Frage stellen. Doch eine nachgelieferte kunsthistorische Prüfung würde (ungeachtet der in den *Inspirationsquellen* aufgeführten wissenschaftsnahen Publikationen) dem Impetus des Buchs beileibe nicht entsprechen: So stark die Bildbetrachtung, gesamthaft, im Detail, im Vordergrund zu stehen scheint, der kurze Roman breitet wesentlich eine Wirkungsschau des subtilen Ergründens anhand des Kunstliebhabers (Leo) – wegen dieser Benennung gerade nicht als Fachperson gekennzeichnet – sowie der Mitspielerin seiner intensiven Denkstunden (Claire) – ganz ohne einschlägige Vorbildung – aus. Die intensive Beschäftigung mit berühmten Gemälden fast ausnahmslos des 16. Jahrhunderts erscheint demnach als Vehikel für eine komplexe, vielfach sich mit den Werkinterpretationen verzahnende Beziehungsstudie.

Der Stil des ausgeprägt aus seinem Ego heraus agierenden Kunstliebhabers entspricht, vorsichtig ausgedrückt, nicht so ganz den heutigen Gewohnheiten. Das Fremdartige beginnt mit der (seit langem ausgestorbenen) Benennung seiner Partnerin in der dritten Singularform und bewegt sich in Aussagen, die unabhängig von seltenen Fremdwörtern (etwa *Eidetiker*) reichlich ausgeklügelt daherkommen, jedoch mit eingestreutem schlichtem Wiener Dialekteinschlag ein eigene Bandbreite gewinnen. Apropos: obwohl Werke italienischer Künstler im Fokus stehen, spielt sich der Großteil des «Geschehens» aufgrund von

Reproduktionen im Wiener Umfeld ab. Der Habitus des Liebhabers stellt sich über die gerne die Pedanterie kratzende Eigenwilligkeit der Bildbetrachtung hinaus als in hohen Graden maniert dar: wohl gedacht als Äquivalent zur spitzfindigen Vorgangsweise bei der Deutung mehrheitlich «manieristischer» Gemälde mit reichlichem *lateralem Denken* als *Perpetuum mobile der Fixationen*; seine Freundin befindet, halb bemängelnd, halb bewundernd, jedenfalls den Eindruck des Lesers treffend: *entgleister Eigensinn*. Eigentlich passen die beiden mental nicht zusammen, deshalb fragt man sich beim Lesen des Öfteren, warum die Dame, immerhin Tierärztin und geschieden-selbständig, dem allzu oft regelrecht Ekelhaften nicht endlich (vornehm formuliert) den Laufpass gibt. Nun: die Kunstwelt eben verschleißt sie unlösbar zum ungleichen Paar. Er dominiert in der Beziehung nach seinem Gusto, im Praktischen mit willkürlicher Zeiteinteilung, in waghalsigen Schlüssen, in den Bemühungen um Aufklärung mit je nach Werk wechselnder Annäherungsweise von prompt einsetzender Detailklauberei über theatralisches Nachspiel oder locker hingeworfenen Hinweisen im Interview bis zur Postkarte. Die Dame nimmt die Eskapaden seiner Sichtweise und Formulierungen bald begierig auf, wobei in der Anbetung des *Eingießers(s) seines Geists* die lange unerfüllte sexuelle Faszination eine bedeutende Rolle spielt: die er in seinen Bildinterpretationen und in daraus erwachsenden Attitüden mehr wie nur subkutan zu wecken weiß. Die faszinierte E Levin versucht sogar, das von ihr Aufgesaugte an einem Beispiel (Venus von Tizian) en famille nachzuahmen – mit allenfalls ansatzweisem Erfolg, da diese sich nicht auf kühne Finessen einlässt (nicht zuletzt der Frage, ob die in den Schoss gelegte Hand eine Masturbation nahelege) – und muss eine halböffentliche Veranstaltung (zu Leonardos Abendmahl) mangels Erscheinen des Herrn allein wenngleich ganz in seinem Sinn im turbulenten Meinungsfeuer bestehen. Eine *kunststaffine* Zwischendurch-Hilfe erscheint ein paar Mal in dem saloppen Max, Freund der Claire, Journalist und Fotograf, der das tertium comparationis des normalen Menschenverstands einbringt, im Buffo-Part das Überkandidelte karikierend.

Jedes der VIII Bilder erlaubt ein *Verwirrspiel*, dem man, obgleich persönlich angelegt, selbst auf den Leim gehen kann. Nun ja, *die Augen tasten* hier halt die Bilder *ruckartig ab* (was einer wissenschaftlichen Analyse nicht unbedingt zuträglich ist). Deshalb werden Einzelaspekte in eine voltigierende Folge gezwungen, die scheinbar auf eindeutige Ergebnisse verweist. Welche, darin liegt ein erheblicher Reiz, nicht bis zum Ende ausdiskutiert, ergo letztlich in ihrer Relevanz dem Urteil des Lesers überlassen werden. Womit sich der Kreis schließt:

Auch diese Rezeption erweist sich in der stets aufs Neue durchbrechenden Aktualität der Sichtweise – die sich das Zurücktreten des Künstler-Gesamtwerks oder der Einordnung in verschlungene Zeitumstände erlauben darf – einmal mehr als zeitgeschichtlich gebunden und erlaubt damit einen amüsanten weil anregungs-, hinweis- ja finessenreichen, doppelgleisigen Gang durch das Kunstgeschehen vergangener Zeiten.

Martin Stankowski

Beatrix Kramlovsky

Fanny oder Das weiße Land

hanserblau, München, 2020, 301 Seiten

ISBN 978-3-446-26797-8

Sechs k.u.k. Offiziere finden sich am Ende des Ersten Weltkrieges in einem Gefangenenlager in Ostsibirien zusammen und beschließen, sich in ihre Heimat durchzuschlagen. Angetrieben werden sie von Karl, den es zu seiner geliebten Fanny und seinem kleinen Sohn Max nach Wien zieht. Drei Jahre lang werden sie russische Wachmannschaften und sonstige Behörden umgehen und überlisten und tausende Kilometer unwegsamen Geländes durchqueren müssen – Steppen, Sümpfe, Schneefelder und Gebirgszüge. Geld haben sie wenig, ihre Ausrüstung ist schlecht. Aber sie haben Schläue, Gemeinschaftssinn und einen Anführer mit hervorragendem Zeichentalent, denn Karl hat sich als Autodidakt eine gute Ausbildung als Maler erarbeitet. Ein lebensechtes Porträt eines Bewachers oder eines seiner Angehörigen kann der ganzen Gruppe das Leben retten. Unter Karls Aufmunterung stellen sich auch bei seinen Kameraden kunsthandwerkliche Fähigkeiten heraus. Kleine holzgeschnittene Menschen- und Tierfiguren werden sich unterwegs als gut absetzbare Tauschwaren erweisen. So kommen sie nach dreijähriger Wanderung in ihre Heimat zurück.

Die Erzählung fesselt den Leser vom Anfang bis zum Ende. Das kann sie, weil sie auf den Aufzeichnungen eines in Russland gefangenen k.u.k. Offiziers beruht. An ihnen wurde nur so viel geändert, wie es die geschichtliche Wahrheit verlangte. Denn vom Gefangenenlager aus konnte der ursprüngliche Schreiber die politische Lage nicht überschauen. Außerdem hat die Verfasserin des endgültigen Berichtes dem Leser die handelnden Personen als lebendige Cha-

raktere vorgestellt und dazu verschiedene Einzelheiten abgeschliffen oder ergänzt. Freund und ehemaliger Feind werden verständnisvoll und einfühlsam dargestellt, die Gräuel des Todes und der Gefangenschaft wirklichkeitsnah, aber ohne Bitterkeit. Insgesamt ist die Erzählung in einem zwanglosen wienerischen Hochdeutsch gehalten, das sich offenbar an die Sprache der ursprünglichen Erzählung anlehnt. Der Vater spricht nicht zu „seinem Jungen“, sondern zu „seinem Bub“ – öha! Sollte es nicht „zu seinem Buben“ heißen (auf S.83)? Aber seien wir nachsichtig – ich jedenfalls bitte um Nachsicht für meine Schulmeisterei. Lassen Sie sich durch sie nicht davon abhalten, dieses Buch zu lesen!

Georg Potyka

Ingeborg Kraschl

Unausweichlich

Erzählungen

Arovell Verlag 2020, 214 Seiten

ISBN 978-3-903189-40-9

Nach ihrem ersten Erzählband ‚Rückkehr‘ aus dem Jahr 2010 – sowie einer Kriminalgeschichte 2014 und einem Gedichtband 2016 – legt Irene Kraschl nunmehr ihren zweiten Erzählband vor.

Die titelgebende Geschichte ‚Unausweichlich‘ ist die umfangreichste. Sie bildet den 1. Teil des Erzählbandes. Trotz des ‚unausweichlichen‘ Titels versucht die Protagonistin der Geschichte immer wieder auszuweichen – in Träume, in Erinnerungen; mehr noch, sie erschafft sich neben den realen Personen in ihrem Leben noch weitere Personen und fügt sie zeitweise in ihr Leben ein. Sie sitzen mit ihr im Café oder im Restaurant eines Hotels. Von den Menschen ringsum werden sie nicht wahrgenommen. Diese Personen entstehen aus übermächtigen Phantasien und Sehnsüchten. Scheint der Protagonistin ihr reales Leben so wenig lebenswert? Auf jeden Fall folgt man der Protagonistin atemlos von einem Text zum nächsten. Welche fiktive Person wird ihr als nächstes begegnen und wie wird das Ganze enden?

Die zahlreichen Erzählungen des 2. Teils stellen in kurzen Szenen Menschen in schwierigen Situationen eines möglichen Alltags vor. Immer sind sie in einer Art Bedrängnis, die sie auf unterschiedlichste Weise bewältigen (müssen). Als

Leserin eilt man von Geschichte zu Geschichte, gespannt, welche neue Szene die Autorin entworfen haben mag!

Wie bereits im vorangestellten Rilke-Zitat angedeutet zieht sich das Thema ‚Sehnsucht‘ als melancholisches Leitthema durch alle Texte. Andererseits ist in den Texten eine große Lebendigkeit spürbar – bedingt durch die Fähigkeit der Autorin, sich tief in die Psyche ihrer Protagonistinnen und Protagonisten einzuzusetzen.

Insgesamt – gut zu lesen, fein zu lesen!

Claudia Taller

Norbert Leitgeb

Aber, Herr Doktor!

Treborn Verlag, Graz 2020, 196 Seiten

ISBN 978-3-9503859-9-1

Einer der fleißigsten Autoren ist unbestritten Norbert Leitgeb, in Graz beheimatet, Universitätsprofessor für Health Care Engineering an der TU Graz i.R. Schriftsteller und Gitarrist. Als Ausgleich zur wissenschaftlichen Exaktheit pflegt Norbert Leitgeb sein immenses Fabulierungstalent und schenkt uns in schöner Regelmäßigkeit stets unterhaltsame Gedichte, Kurzgeschichten und Essays, die in Literaturzeitschriften, Anthologien sowie Monographien erscheinen. Besondere Erwähnung verdienen die Leitgeb'schen Jugendbücher.

Der Rezensent hatte schon mehrmals das Vergnügen, Bücher des Autors vorzustellen. Dieses Mal widmet sich Norbert Leitgeb seiner eigenen beruflichen Zunft, nämlich der Medizin. Dass bei den Gedichten nicht mit Sarkasmus und versteckter Kritik gespart wird, versteht sich von selbst. Praktisch alle Zweige der Medizin – und das sind doch sehr viele – werden heiter, intelligent und unterhaltsam abgehandelt, wie das Inhaltsverzeichnis verspricht. Aus gegebenem Anlass wird auch eine heitere Beschreibung des Infektiologen gegeben: *Ein Virus ist wie ein Gerücht, das rasend schnell die Runde macht* (Zitat). Das Gedicht über den Intensivmediziner lässt Schlimmes ahnen. Noch ein Zitat über den Zahnarzt sei gestattet, den die Wiener bisweilen respektlos „Pappenspengler“ nennen. Zitat:

Ich bin's, der Zähne überkront, egal nach welchen krausen Moden. Das hat für mich sich stets gelohnt – denn Zahnarzt sein, hat gold'nen Boden!

Lange Rede, kurzer Sinn: Leitgeb lesen, lieber heut' als morgen – dann verschwinden deine Sorgen!

Wolfgang Groiss

Hans Raimund

Neigungen

Porträt des Autors als Leser

Löcker, Wien 2019, 296 Seiten

ISBN 978-3-85409-983-3

Zuneigungen, Abneigungen, Verneigungen – so heißt der Untertitel und ist kritisches Programm des nun erschienenen Werkes Hans Raimunds. Er gilt als hervorragender Lyriker, Buchautor, Übersetzer etc. und weist eine ganze Reihe von inländischen und italienischen Würdigungen und Preisen vor. Er war berufsmäßig 13 Jahre in Duino/Triest schreibend und übersetzend, Lehrer an einer internationalen Schule, jedoch nicht als Grenzgänger, sondern sich freudig auf den Ort einlassend und veröffentlichte dort 6 seiner ca. 30 Bücher.

Zuletzt begeisterte mich seine Auswahl an Gedichten seines bisherigen Schaffens: „Auf einem Teppich aus Luft“ aus der Edition Lex Liszt. Genauso scharf-, fein- und tief sinnig wie seine Lyrik sendet er nun fundamentierte kritische, ungeschminkte Betrachtungen über sein Leben und das anderer Autoren in die literarische Welt.

Er ist sich der Privatheit seiner literarischen Betrachtungen bewusst, legt jedoch stets Beweismittel seiner radikalen Kritik vor. Er untersucht Botschaften und Denkansätze, lässt Programmatisches oder Schlüsselsätze nicht aus, denn er will nicht ein vollständiges sondern ein facettenreiches Bild eines Autors oder seines Werkes vermitteln. Es geht ihm um das Ver- oder Nichtverständnis des österreichischen Literaturbetriebes seit 1980, der misslichen Vergabensweise von Literaturpreisen, der Einschätzung oder harschen Kritik des Werkes eines Autors wie um subtile oder faszinierende Eigenheiten von Texten oder Persönlichkeiten (z. B. Adalbert Stifters), um Kausalität, Kennzeichen, Ästhetisches

(z.B. schreckliche Wiederholungen), Verständlichkeit, Abgedroschenheit, germanistische Klügel und und und ...

Welche Autoren/Autorinnen er auswählt unterliegt durchaus auch einmal nicht nur seinen Ab- oder Zuneigungen, sondern auch wie bei z.B. Gunnar Ekelöf dem Zufall. Bei der Beschäftigung mit W. H. Auden stieß er auf dessen Übersetzungen sowie auf Übersetzungen durch Nelly Sachs. Gunnar Ekelöf hat er liebgewonnen, fühlt sich ihm verbunden und verwandt, denn er sieht und genießt Parallelen zu seiner Person als „poeta doctus“, als Außenseiter. Raimund lässt uns miterleben, dass es im Werke Ekelöf „Gedanken, Sätze, Formulierungen, Texte gab, die ich einfach gern geschrieben hätte oder die auch schon von mir gemachten Aussagen entsprachen oder die, zu meiner Überraschung oder auch Genugtuung, auf mich und mein Leben und Schreiben zutrafen ...“.

Raimund bezieht sich immer wieder vergleichend auf seine eigene Persönlichkeit, z.B. auf seine Jugend, als das Lesen von Wild-West-Romanen oder Abenteuer-Romanen eine Möglichkeit war dem bedrückenden Alltag im Wien der Nachkriegszeit Interessantes abzugewinnen. Er sieht sich beim Altern zu, fragt, ob sich sein Horizont verengt hat, da er immer öfter Bücher liest, „die er schon einmal mit Vergnügen, Gewinn und Respekt gelesen hat.“ Er liest anspruchsvolle Bücher, „die außer einem WAS, das reizt, auch ein reizvolles WIE haben.“ (S. 63) Er sieht das Lesen nicht als intellektuelle Pflicht „sondern als gesuchte und herbeigewünschte Erfahrung einer Faszination, einer Be- und Verzauberung, die, intellektuell zu definieren, unmöglich, ja auch völlig unnötig ist.“

Nicht der Canon an Büchern des Bildungsbürgertums wie Homer, Vergil, Cervantes, Ulysses bis Musil usw. ist für ihn lesbar, auch nicht die aktuellen Erzählungen und Romane (denn über die Wirklichkeit, die er mit eigenen Augen sieht und erlebt und über Standard-Themen zu lesen ist ihm eher Zeitvergeudung) sondern momentan sind es eher Bücher aus einer anderen Zeit, aus anderen geografischen Bereichen ... Bücher, die Gegenwelten aufbauen, zu der, in der er existieren muss.

Raimund liebt Bücher mit sprachlichem statt flachem Niveau, mit Knappheit und sprachlicher Präzision statt gerade schicken Schnoddrigkeiten. Sein Augenmerk gilt E.T.A. Hoffmann sowie Johann Peter Hebels Kalendergeschichten.

Außer über Ekelöf und Hebel findet der Leser Ansichten über Klaus Sandler, Alois Vogel, Hermann Hakel, Getrud Zelger-Alten, Stifter, J. Peter Hebel, Trakl und Wildgans. Anregungen zu Erich Fried, Doris Mühringer, Bruno Weinhalts, Umberto Ecco – um nur einige zu nennen.

Herrlich Kritisches über Liebesgedichte (Z.B. zu Texten von Norbert Silberbauer: .. „ein plattes Ausweiden der Idiomatik der Alltagssprache“ ... zu Friedrich Hahn und Aumaier: ...“schwimmend in der schon sauren Gertrude-Stein-Soße, gewürzt mit milden Prisen aus dem schon schimmelnden Arno Schmidt-Eintopf“)!

Kapiteln enthalten Erregungen und Streitbares (Pointierte Entgegnungen/Briefe aus den Jahren 2001 und 2002 an das Amt d. Salzburger Landesregierung, an Kurt Neumann, Anna Mitgutsch, Karl Markus Gauss ...), Nachrufe sowie persönliche, ungeschönte Berichte über Dichterfeste und Preisvergaben. Kurze Zeilen über seine Jugend in Petzelsdorf und im Alsergrund, der seine Heimat blieb, runden das persönliche Bild ab.

Raimunds Schreib- und Denkweise ist couragiert, stets aufs schärfste diagnostizierend, notorisch unangepasst und herrlich konfrontationsreich!

Spannendes aus der Gar- und Giftküche der Literatur dampft!

Eva Riebler

Elisabeth Schawerda

Am Ufer einer Jahreszeit

Vierundzwanzig Gedichte mit Offsetfarblithografien von Ingrid Brandstetter

Edition Thurnhof, Horn: oxohyph 2020 – Band 3, 37 Seiten

ISBN 978-3-900678-50-5

Vierundzwanzig Gedichte – vierundzwanzig Gedichte? – es sind viel mehr!

Ein jedes Gedicht verführt zum Weiter-Denken, zum Weiter-Träumen; verweilen wollen wir bei jedem Gedicht, die Zeit fließt dahin; und am Ende des schmalen Bandes meinen wir, einen großen Schatz an Gedichten gehoben zu haben – und beginnen von Neuem.

Umsichtig heben wir einen Schatz nach dem ander'n ans Licht, drehen und wenden ihn; lassen eig'ne Bilder entstehen. Gibt es etwas Schöneres von Gedichten zu sagen, als dass sie in uns Welten erschaffen?

Der Titel des Bandes ‚Am Ufer einer Jahreszeit‘ führt uns zum Meer, zu Flüssen, auch nach Venedig. Zwei Gedichte nehmen explizit Bezug auf diese Stadt, in welcher Elisabeth Schawerda auch wohnhaft ist.

Über die Idee der Verknüpfung von Ort und Zeit – Ufer und Jahr – entwickelt die Autorin den Spätherbst als Ufer einer Jahreszeit. Und über diese Jahreszeit findet sie zu wunderbaren Bildern des Weinbergs, des Reifens, aber auch des nahenden Frostes und des Todes.

Man sollte über Gedichte nicht schreiben, man sollte sie lesen. Die Gedichte von Elisabeth Schawerda *muss* man lesen.

Nachtrag: Auch die Hülle dieses Bandes muss hervorgehoben werden. Zartes Grün, aus dem ein nachdenkliches, ein schwermütiges Gesicht versucht, mit uns Lesenden Kontakt aufzunehmen, umhüllt ein schlichtes, weißes Innenleben, verknüpft mit weißem Garn. Ton in Ton mit der Hülle ist auch das Lesezeichen gestaltet. 400 Exemplare gibt es von diesem schönen Band; alle sind sie signiert von Autorin und Zeichnerin.

Und die Zeichnerin, Ingrid Brandstetter, muss hervorgehoben werden. Ihre Offsetfarblithografien sind behutsame Begleiterinnen der Gedichte von Elisabeth Schawerda. Mit ruhigen, herbstlichen Farben – einem gedämpften Rosa und kräftigem Grün – begleiten die Bilder, ‚bebildern‘ nicht. Diese Gedichte bedürfen keiner Bebilderung. Sanft stellen die Zeichnungen von Ingrid Brandstetter – halb angedeutete Porträts und Figuren – Bezüge her zu den Worten von Elisabeth Schawerda.

Claudia Toller

Elisabeth Schawerda und Sylvia Zwettler-Otte

Gefährliche kleine Wörter

Verlag der Apfel, Wien 2019, 52 Seiten

ISBN 978-3-85450-032-2

Beide Autorinnen sind den interessierten Leserinnen und Lesern wohl bekannt – Germanistinnen beide; dazu weist sich Frau *Schawerda* noch als Kunsthistorikerin, Frau *Zwettler-Otte* zudem als Psychologin und Lehranalytikerin der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“ aus. Man darf gespannt sein, wie die beiden Damen, derart sensibel „aufgerüstet“, aus dem Rohmaterial der „gefährlichen kleinen Wörter“ mit geschicktem Griff verräterische Wortpartikel herausfischen, um sie seelenärztlich „abzuklopfen“.

Was dann aus dieser interdisziplinären Untersuchung resultiert, ist nicht nur

die Bestätigung der klammheimlichen Vermutung, dass diese Wortprägungen (wie *Sidonia Gall* in ihren Begleitworten vermerkt) von Fall zu Fall zwischen „Beiläufigkeit, Deutlichkeit und Widerspruch“ changieren, sondern dass sie auch nichts weniger sind als eine psychologische Erkundung der Sprachschöpfer selbst, somit – kenntnisreich verpackt – zugleich eine linguistisch basierte *Charakterkunde des Menschen*.

In all den Untertönen, die so ein scheinbar „unbedarftes“ Wörtchen, so ein semantischer „Pausenfüller“, im Umfeld seiner Wortnachbarn annehmen kann, spiegelt sich der weite Bogen sprachlichen Differenzierungsvermögens und mit ihm der Reichtum menschlicher Charakterkostümierungen. Der Band bestätigt: Die Sprache bleibt *das* Meisterstück des Menschen! Sprache in all ihrer Schattierungsfülle bleibt ewig unerreichbar – auch nicht durch eine gefühlsabsente, holzköpfige künstliche Intelligenz!

Man greife zur Probe ein Beispiel aus seinem Umfeld heraus, tilge das „kleine Wörtchen“ darin ... und man wird feststellen, dass das Ausgedrückte an Zusammenhang und Farbe einbüßt. Wird ein solches Wort bei einer Übersetzung unterschlagen, so fehlt, wie Frau Zwettler-Otte in ihrem Vorwort so treffsicher bemerkt, „das Salz in der Suppe. Das Gewürz, das den richtigen Geschmack und die Bedeutung“ vermittelt.

Probieren Sie es: Wählen Sie ein Wort aus den 39 Beispielen, erkunden Sie im Alleingang mögliche Nachbarschaftsvarianten, ermitteln Sie den jeweiligen, mit neuer Nachbarschaft wechselnden Bedeutungswandel des Wörtchens – und blicken Sie dann auf das Gegenangebot des Buches: Sie werden erkennen, wie Sie mit jeder derartigen Übung an sprachlichem Verantwortungsgefühl gewinnen – und wie sehr gerade diese „gefährlichen kleinen Wörter“ ihr Kolorit dem Umstand verdanken, dass sie ihre Quelle im Unbewussten besitzen und aus ihm in den rationalen Kontext eingeschleust werden, wie so viele unserer „taghellen“ Entscheidungen auch, von denen wir unbeugsam annehmen, dass sie dem stolz geblähten Gockel des Bewussten entstammen.

Die Textabschnitte beider Autorinnen sind farblich abgehoben – was aber letztlich nicht so entscheidend ist, denn die Einzelbeiträge dieses Bandes ergeben eine geschlossene, rundum stimmige, bruchlose Einheit.

Das Buch ist ein (be)lohnendes Geschenk für jeden an Sprache und Psychologie Interessierten, nicht zuletzt auch für Autorinnen und Autoren. Denn mit jedem aufbreiteten Beispiel wird sie/er für die Feinheiten der Sprache empfindsamer, aufgeschlossener werden – der Band ist somit etwas wie ein sprach-

kritisches Echo der legendären „Fackel“, wenn diese auch in einer Zeit erschien, die dem kritischen, liebevollen, verantwortungsvollen Umgang mit der Sprache wohlgesinnter war. Was sich wohl alle, die durch den Kursus dieses Bandes geschritten sind, wünschen, wäre wohl eine Fortsetzung – es gibt da sicherlich viele vieldeutige kleine Wörter, die zappelig nach ihrem Auftritt fiebern!

Gottfried Pixner

Rosemarie Schulak

Das andere Brot

Die Geschichte einer Selbstwerdung

Delta X Verlag, Wien 2020, 340 Seiten

ISBN 978-3-903229-19-8

Diese außergewöhnliche und berührende Geschichte beginnt in der Mitte der 1930er Jahre. Unter unfassbaren Bedingungen verläuft, von Beginn an das beschwerliche Leben eines heranwachsenden Kindes. Das Neugeborene, ein Knabe, wurde nach der Geburt auf den Stufen einer Kirche abgelegt.

Die existenziellen Fragen, die sich danach ergaben stellt Rosemarie Schulak bereits im Vorwort und markiert damit die beeindruckende Entwicklung eines Menschen mit nahezu ungebrochenen inneren Kräften. Es geht um die Überwindung von Isolation, von äußeren und psychischen Belastungen ebenso, wie um die Sehnsucht nach einem sinnvollen und gedeihlichen Leben.

In einem Dorf fernab der Stadt kam ein fremder Knabe ohne Dokumente, genannt Georg, als „Kostkind“ zur Familie B. Der erste Schultag versetzte den schweigsamen, in sich versunkenen Buben in eine unbekannte Welt. Doch ... *eines Tages redete es ganz von selber aus ihm... (S.14)*. Da sein plötzlicher Redeschwall als Störung empfunden wurde, klebte ihm die Lehrerin den Mund zu. Er wäre dabei fast erstickt. Wenn er später wieder reden wollte, hörte ihm niemand zu. Zur Ruhe gezwungen und von vielem ausgeschlossen, wurde er allmählich zum genauen Beobachter. Versteckt unter den Sitzreihen im Dorfkino, gewann er prägende Eindrücke vom Verhalten der Menschen auf der Leinwand, die ihn dann auch im realen Leben begleiteten. Sein Selbstbewusstsein wuchs, auch gegenüber seinen „Kostgebern“, da es ihm gelang, die geheimen Kinobesuche unbemerkt in seine täglichen Pflichten einzubauen. Als einmal entdeckt wurde, dass er die

Reste von Grießnudeln unerlaubt gegessen hatte, drohte ihm Herr B. mit Schlägen. Er konnte entfliehen und wurde vorübergehend von den Eltern des Herrn B. aufgenommen. Mit Staunen sah Georg dort Regale mit Büchern. *Zwar kann man Bücher nicht essen, meinte der Vater des Herrn B., doch eigentlich schmecken sie besser als Grießnudeln, ... Manchmal sogar noch besser als Brot, und einmal wirst du es wissen. Natürlich nur, wenn du lernst, sie richtig zu lesen... Dann, ... gehören sie dir. ... Ein anderes Brot, ergänzte der alte Mann... (S.35).*

Knapp vor Ende des Krieges, musste Georg die Bäckerlehre, die er mit Begeisterung begonnen hatte, abbrechen, da er als Fünfzehnjähriger zum Volkssturm nahe Linz einberufen wurde. Später gelang es ihm, sich mühsam auf dem Dach eines Zuges haltend, Wien zu erreichen. Er fühlte nur: *Er hat keine Heimat, kein Ziel. Genaugenommen nicht einmal sich selber (S.93).* Eine innere Kraft, vielleicht der Impuls, dass er nun seine Bäckerlehre fortsetzen konnte, trieb ihn an, nicht aufzugeben. Trotz sehr belastender Umstände und aufkommender gesundheitlicher Störungen versuchte er, nun schon als Geselle, sich durch das intensive Lesen von Büchern Wissen und Erkenntnisse anzueignen und eine gewisse Lebensorientierung zu gewinnen.

Er leistete sich eine angenehme Unterkunft in einem besseren Stadtteil. *Die neue Gegend ist für ihn ein magischer Ort. Natürlich weiß er noch nicht, ob er... hierher passt und was tun mit diesem völlig neuen Glück. Er hebt ab wie ein Flugsamen, der mit dem Wind aus dem Staub hinauf in die klare Luft steigt, fast bis an die Wolken (S. 117f).* Und er...möchte dem Schönen, das ihn manchmal geradezu überrollt, auf die Schliche kommen (S.126 f).

Sein Wunsch, Kontakte möglichst nur zu gleichartig Interessierten zu pflegen verringerte nicht nur seinen Freundeskreis, sondern beendete auch behutsam gehütete Liebesbeziehungen. *Nie werden Georg seine Zweifel verlassen, die tief innen immer Verzweigungen sind. (S.149). Er wird allein leben müssen, denkt er, aus freien Stücken. Allein für immer... Vertane Zeit. Die Liebe?(S.204).* Die Enttäuschung war jedoch nie stärker als sein Streben nach Wissen und Erkenntnissen.

Bald aber begegnete er einer Frau, mit der er endlich angeregte Gespräche führen konnte. Voll Hoffnung und Optimismus spürte er durch die wachsende Vertrautheit, dass für ihn nun eine bessere Zeit beginnen würde. Stückweise und in Etappen begann sich in ihm Unvereinbares und Gegensätzliches aus Erlebtem und Befürchtetem abzumildern und langsam schien auch die Zähmung der Angst möglich zu sein.

Die Lyrikerin und Prosaschriftstellerin Rosemarie Schulak hat in diesem

Opus magnum dank ihrer vielseitigen Kenntnisse aus Philosophie, Germanistik, Kunstgeschichte und Pädagogik ein literarisch dicht in sich verbundenes Werk geschaffen. Das Heranwachsen des einsamen Kindes, die Unbeirrbarkeit eines jungen Mannes, der immer wieder mit neuen Untiefen der Realität zu kämpfen hat und letztlich in der Vielfalt geistiger Erkenntnisse Stütze und Bereicherung findet, wird einzigartig dargestellt.

Das Werden und Entwickeln lässt die Autorin herankommen und einfach sein, ohne einengende Fixierung. Mit klaren, berührenden Sprachbildern schafft sie die Zugänge zu komplexen und beeindruckenden Gedankenwelten.

Lesende, die auch das Nichtgesagte wahrnehmen, können in diese Lebensarchitektur eines Menschen eintreten und die dramatischen Vorgänge nah und doch ohne emotionale Überfrachtung, aber mit Blick in die Weiten und Tiefen der Seele, miterleben.

Sidonia Gall

Michael Stradal

Die Tote im Spitalgraben

Ein Gröbmingkrimi

Verlag: myMorawa 2020

ISBN 978-3-99110-355-4

Normalerweise lese ich kaum Krimis, und normalerweise schreibe ich auch keine Rezensionen (mehr). Aber ...

Schon der Titel dieses neuen Bandes der Gröbming-Serie klingt ein wenig schauerlich! Und so wird es auch.

Eine wie routinemäßig abgewickelte Einleitung entpuppt sich nachträglich als raffinierte Exposition. Das Buch aber setzt fürs erste ganz anders fort:

Ob jetzt Mann oder Frau, oder Auto in welcher Farbe, und wie sonst noch, welches Kropfbandl, der verbreitete Pfefferspray, oder wer hat eigentlich Verfügungsrechte, wer hat das Aquarium geliefert? Der Photograph, der geheimnisvolle Sänger, seltsame Orthographie als Kennzeichen, zweimal die gleiche Tätowierung? Jede Situation kippt in die nächste und beinahe entgegengesetzte.

Die Einflechtung der Beichte ist ein guter erzählerischer Trick. (Das Beicht-

gespräch ist durch Kursivdruck aus den übrigen Ereignissen herausgehalten.) Ein Einwand des Rezensenten allerdings: Das Beichtgeheimnis gilt wohl ausnahmslos und für alle betreffenden Inhalte und Umstände. (Abgesehen vom Prinzip: Denn es könnte ja aus einer Einzelheit sehr vieles Weitere erschließbar werden.) Doch sei dem Autor diese „dichterische Freiheit“ um der Wirkung willen gern nachgesehen ...

Der Einfallsreichtum des Autors ist erstaunlich. Daß dieser sich überdies von Berufs wegen auch in wirtschaftlichen und praktischen Fragen auskennt, kommt der konkreten Darstellung im Krimi zugute.

Aber eben nicht nur ein Krimi ... Es gibt auch Genreszenen sowie ernsthafte tragische Untertöne.

Lesenswert!

Franz Forster

Claudia Taller

Der Tod streift durch die Hallen

Ein Linz-Krimi

Verlag Nina Roiter, Linz 2020, 160 Seiten.

ISBN 978-3-903250-35-2

Der zweite „Linz-Krimi“ der Autorin beginnt mit einem Telefongespräch von Inspektor Eduard Strohammer mit dem Architekten und Maler Oliver Jung, der in der Lösehalle der früheren Linzer Tabakfabrik, einem 6-stöckigen Stahlskelettbau des Architekten Peter Behrens, einen Toten gefunden hat. Eigentlich wollte Jung Bezirksinspektorin Katharina Fisher sprechen, die er von einem früheren Fall kannte, aber die hatte an diesem Sonntag keinen Dienst.

Diese drei Personen entwickeln im Folgenden die Erzählung mehr oder minder chronologisch aus der Ich-Perspektive in Form eines erweiterten inneren Monologs, wobei die Kapitel abwechselnd die Namen der drei Akteure als Titel tragen, was zu Beginn ein wenig irritiert, jedoch allmählich einen durch diese Personen geprägten Sog erzeugt, der die Leserin bzw. den Leser in die Handlung hineinzieht. Dieser Sog wird verstärkt durch ein Kapitel mit dem Titel „Florian, Nachname unbekannt“, der sich alsbald als der in der Lösehalle aufgefundene Tote entpuppt, und in der Folge asynchron zur Handlung des Krimis die Ge-

schehnisse bis zu seinem gewaltsamen Tod – ebenfalls aus der Ich-Perspektive – in die Erzählung einfügt.

Die Besprechung eines Kriminalromans sollte naturgemäß so wenig wie möglich von der Handlung verraten, sodass an dieser Stelle vor allem auf die literarischen Besonderheiten des Textes eingegangen werden soll. So ungewöhnlich die Aneinanderreihung der jeweiligen Ich-Perspektiven von drei Hauptpersonen in einem Roman auch scheint, so überzeugend gelingt es der Autorin dadurch, ein Spannungsnetz zwischen ihnen zu erzeugen, in dem man sich als Leserin oder Leser zwangsläufig verfängt. Sie verzichtet weitgehend darauf, die einzelnen Aufklärungsschritte des Falles aus den unterschiedlichen Perspektiven der Protagonisten zu betrachten, sondern treibt die Handlung zügig voran, wobei es ihr gelingt, konturiert Personen und ihre Psychogramme zu zeichnen, was wohl der früheren Profession der Autorin geschuldet ist. Es ist auch unschwer zu erkennen, dass Bezirksinspektorin Fisher eine Projektion oder gar ein Alter Ego der Autorin ist, die an manchen Stellen ein wenig eitel daherkommt, was durch Aussagen von anderen Akteuren noch verstärkt wird.

Ein zusätzliches Momentum erhält die Handlung dadurch, dass sich immer mehr Verstrickungen zum ersten Kriminalroman der Autorin (*Der Tod sitzt auf Platz 31*) ergeben, in dem neben Bezirksinspektorin Fisher vor allem der derzeit nur-mehr-Maler Oliver Jung eine gewisse Rolle gespielt hatte.

Eine nicht unwesentliche Bedeutung erlangt allmählich ein immer offenkundiger werdendes Kleine-Welt-Phänomen, das sich nicht nur aus dem Schicksal des nachnamenlosen Florian, der irgendwann zu einem Fridolin Zauner aus dem nahen Mühlviertel mutiert, ergibt, sondern sich auch aus den persönlichen Beziehungen der Tochter Fishers zu Jung abzeichnet, die genauso wie ihre Mutter von diesem anscheinend porträtiert werden möchte. In diesem engen Zirkel erscheinen weitere Personen, denen die Protagonisten im Laufe der Handlung in gemeinsamen Lokalitäten begegnen, die aber mehr oder minder nur einschlägigen Kolorit verbreiten sollen. Die Beschreibungen der Location Tabakfabrik aber auch der Lokalszene in Linz erreicht an manchen Stellen eine so hohe Detailtreue, dass man versucht ist, anhand des Textes einen Rundgang durch den Gebäudekomplex oder das Szeneleben in Linz ins Auge zu fassen.

Die Sprache ist unaufgeregt, wenn auch mit manchen Sprachspielereien ver setzt (der Leichenfundort „Lösehalle“ ist wohl zu verlockend), die ein wenig irritieren, zumal manche englische Texteinwürfe in einigen Monologen manieristisch wirken, ebenso italienische Phrasen, die zumindest in Bezug auf die Ge-

schichte des Toten ihre Berechtigung haben. Der sprachliche Stil verändert sich im Laufe des Geschehens von einer knappen Knappheit zu Beginn in einer eher breiten Ausformulierung von Gedanken. Die asynchronen Einwürfe des Toten hingegen haben im Gegensatz zum übrigen sachlichen Stil hohe poetische und zuletzt berührende Qualität.

Die hier genannten Merkmale des Romans heben diesen aus den derzeit so beliebten, genau verortbaren Kriminalromanen positiv heraus, sodass sich nach dem zweiten Kriminalroman der Autorin mit Bezug zu einer Linzer Kulturinstitution abschließend nur die Frage stellt, wo die nächste Leiche zu finden sein wird. Der Rezensent tippt auf eine virtuelle Leiche im Ars Electronica Center ...

Typografische Anmerkung: Störend ist der durchgehende Verzicht auf Silbentrennung, der an manchen Stellen ein unruhiges Schriftbild erzeugt. Rauhsatz oder Flattersatz sind allein der Lesbarkeit wegen einem trennungslosen Blocksatz vorzuziehen. Ungewöhnlich erscheint auch die Paginierung des Vorsatzes bzw. des Schmutztitels, was wie die falsche ISBN-Nummer auf mangelnde verlegerische Betreuung hinweist, ebenso wie der Fehldruck auf dem Buchrücken und auf der Titelei, aber auch der zentrierte U4-Text.

Werner Stangl

Claudia Taller

Ich habe gesehen

Erzählungen

Verlag am Rande, Sipbachzell 2019, 176 Seiten.

ISBN: 978-3-903190-21-4

Die titelgebende Erzählung „Ich habe gesehen“ beschäftigt sich thematisch eher mit „Ich habe gehört“, denn es geht in dieser um eine Bratschistin, die nach einem Auftritt in der Londoner Albert Hall in eine Gliederstarre verfällt, die eine Fortsetzung ihrer Karriere nicht mehr möglich erscheinen lässt. Die Autorin bedient sich dabei einer spannungsgeladenen Erzählform, die die LeserInnen lange im Unklaren darüber lässt, worum es sich bei diesem Text überhaupt handelt. Allmählich enthüllt sich die Tragik der Protagonistin, die in ihrem Leben mit aller Gewalt – auch sich selbst gegenüber – etwas erreichen wollte, was eigentlich jenseits ihrer Möglichkeiten lag. Doch in einem Augenblick, eben bei jenem Konzert in der Al-

bert Hall, hatte sie ihr Lebensziel, dem sie alles untergeordnet hatte, erreicht. Und dieses Ziel markiert zugleich ein Ende, das nicht tragischer sein könnte.

Die zweite Erzählung „Such mich nicht – ich bin in deinem Kopf“ ist eher ein Kammerspiel, in dem die beiden Protagonisten eine Art virtuellen Kleinkrieg betreiben. Tamara, eine gelernte Masseurin, die danach Jus studiert hat, und Frederic, ein Designer, arbeiten sich an ihrer lange zurückliegenden Beziehung ab, aus der sich ein verspäteter Rosenkrieg entwickelt, den keiner der beiden gewinnen kann. Vielmehr verzetteln sie sich in Nebensächlichkeiten, die die Ursachen ihres Konfliktes immer mehr in den Hintergrund treten lassen. Beiden wird dabei klar, dass sie für jede weitere Beschäftigung mit der Causa den Preis selber bezahlen müssen, sodass das ursprüngliche angestrebte Ziel, sich am anderen zu rächen, in einem resignierenden weil unbeantwortbaren *Wozu?* mündet.

„So habe ich es nicht gewollt“ ist der Titel des dritten Textes. Dieser erzählt stringent aus der Perspektive einer Frau die von ihr angestrebte Ehe, der ein Sohn entspringt, schließlich aber an einem Geheimnis des Mannes zerbricht, wobei dieses Geheimnis weitgehend unaufgeklärt bleibt bzw. sich als mögliche Kopfgeburt der Beteiligten erweist.

„Warum hast du es nicht gleich gesagt“ ist der Versuch, die Sprachlosigkeit eines in ihrer Kindheit missbrauchten vierzehnjährigen Mädchens im Dialog mit einer helfen wollenden aber letztlich hilflosen Umwelt darzustellen. Das gelingt in einigen Passagen mit beklemmender Intensität, auch wenn manches für ein Mädchen dieses Alters ein wenig zu reflektiert klingt.

Die drei letzten Texte sind formal keine Erzählungen, wohl auch keine Kurzgeschichten, sondern eher scherenschnittartige Episoden. „Scham“ thematisiert abermals einen Missbrauch, in diesem Fall einer jungen Tänzerin durch ihre Trainerin, wobei die titelgebende Emotion ein wenig Hoffnung auf eine erfolgreiche Bewältigung gibt. „Heuer kommt der Sommer nicht“ ist der Versuch, der Sprach- und Hilflosigkeit angesichts einer Totgeburt in einer daran zerbrechenden Beziehung aus der Sicht der Ehepartner Ausdruck zu verleihen. Entlang der unterschiedlichen und letztlich untauglichen Bewältigungsversuche der beiden wird die Unvorstellbarkeit eines solchen Ereignisses sichtbar. „Sag nicht, wohin du gehst“ schließlich ist die aus der Sicht des Sohnes geschilderte Freitodbegleitung einer 88-jährigen Frau in die Schweiz, die nach der anfänglichen hochemotionalen Betroffenheit in eine äußerst nüchterne Beschreibung der Abläufe mündet. Auch nach diesem kurzen Text bleibt man als Leserin bzw. Leser angesichts einer konkreten Unvorstellbarkeit einer solchen Episode ratlos zurück.

Den vier echten Erzählungen gemeinsam ist das Scheitern an großen Träumen, die retrospektiv betrachtet von Beginn an dazu verurteilt waren, Illusionen zu bleiben. Es geht dabei immer auch um Beziehungen, wobei manche Protagonisten solche mit der mehr oder minder eingestandenen Hoffnung eingehen, dass diese die mit den Träumen verbundenen und verdrängten Probleme lösen könnten. Oft spielen generationelle Verstrickungen aus der Herkunftsfamilie eine Rolle, aber auch eine Art von Kontrollzwang, das Leben, sich und die anderen in den Griff zu bekommen.

Viele Protagonisten zeichnet dabei eine Sprachlosigkeit aus, die sinnbildlich für deren Unfähigkeit zur „wahren“ Liebe steht. Der Autorin gelingt es dabei, dieser Sprachlosigkeit Worte zu geben, die bei der Lektüre berühren und betreffen machen.

Irritierend ist dabei, dass die Erzählungen so wenig Hoffnung zulassen, die man sich für manche handelnden Personen so sehr wünschen würde. Man möchte der Autorin am Ende der Erzählungen zurufen, dass das Leben für die ProtagonistInnen wenn schon kein Happy End so doch wenigstens eine Versöhnung bereithalten möge.

Werner Stangl

Ilse Tielsch

Die Früchte der Tränen

Roman

Edition Atelier Wien, 2020, 454 Seiten

ISBN 978-3-99065-014-1

Die Autorin, Doyenne der österreichischen Gegenwartsliteratur, führt uns im dritten Band ihrer Trilogie – Band 1: ‚Die Ahnenpyramide‘, Band 2: ‚Heimatsuchen‘, alle drei bereits in den Jahren 1980 bis 1988 erschienen – durch das leidvolle Dasein der nach 1945 aus ihren verschiedenen Heimaten vertriebenen Deutschen, die nach anfänglich heftigem Misstrauen und Ablehnung durch die bodenständige Bevölkerung seitens der offiziellen Stellen sehr unterschiedliche Hilfen und Unterstützungen erfahren haben, je nachdem, ob sie in Deutschland oder in Österreich gestrandet sind.

Das umfangreiche Werk beinhaltet drei wesentliche Handlungsstränge. Da

ist einmal die Geschichte des jungen Paares Anna und Bernhard, ihrer vertriebenen Familie und ihrer Schulfreunde und -freundinnen aus Mähren, die aus dem buchstäblichen ‚Nichts‘ begonnen haben, sich in der Zeit des Aufbruchs, des Wiederaufbaus und der Improvisation der frühen Fünfzigerjahre eine Existenz aufzubauen, wobei sie einen unvorstellbar steinigen Weg von staaten- und somit rechtlosen Vertriebenen zu Österreichischen Staatsbürgern mit Arbeitsplatz und Wohnung zurückzulegen haben. Fleiß und Entbehren, Ideenreichtum und nicht zuletzt der feste Zusammenhalt innerhalb einer Gemeinschaft, in der jeder auf den anderen angewiesen ist, machen es doch möglich.

Eingebettet ist diese Handlung in die begleitende, sehr ausführliche Beschreibung der weltbewegenden Ereignisse und der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen in Deutschland und in Österreich, wobei die Unterschiede in der Unterstützungspolitik der beiden Länder mehr als deutlich hervorgehoben werden. In Klammer macht die Autorin aufmerksam, wie dies oder jenes aus ‚heutiger‘ Sicht zu sehen ist, wobei unter ‚heute‘ die Zeit der ersten Auflage des Buches, also die 80er Jahre, zu verstehen ist.

Der dritte Handlungsstrang könnte mit ‚Judith‘ überschrieben werden, einer engen Freundin von Anna aus der gemeinsamen Schulzeit in Mähren, die ‚immer schon‘ hübscher, klüger, eleganter, erfolgreicher als die anderen in der Klasse gewesen ist, aber auch egozentrischer und letztlich undurchschaubarer. Das Buch beginnt mit ihrem Begräbnis und endet auch mit ihm. Dazwischen werden blitzlichtartig ihre punktuellen Begegnungen mit Anna und ihr völlig anderer Lebensweg beleuchtet, in dessen Verlauf ein tragischer Unfall das Freundschaftsband mit ihr zerreißt, wodurch Judith ihren Halt, der die einstigen Schulkolleginnen auch in der jetzigen, schweren Zeit zusammengeschweißt hat, verliert. Dass Anna einen solchen in entscheidender Situation hätte geben können, es aber nicht getan hat, belastet sie jahrelang.

Diese drei Stränge sind mitunter weit ausholend ineinander verflochten, einer geht in den anderen über, sie überkreuzen sich, auch zeitlich, was das Lesen und Verstehen ein wenig erschwert. Abgesehen von nur zwei Ausnahmen gibt es für die zahlreichen Familienmitglieder und Verwandten, für Freundinnen und Freunde nur Vornamen, was ein wenig verwirrend ist, sich später aber als gar nicht so wichtig herausstellt, da eher die beschwerlichen Umstände im Mittelpunkt stehen als die betroffenen Personen.

Literarisch ist alles vorhanden, was ein Buch wertvoll, lesenswert und spannend macht. Grundlegende Gedanken über ‚Heimat‘ – was ist Heimat, wo ist

Heimat, wie ist Heimat –, über ‚Verlust‘, ‚Heimaterde‘, ‚Zurücklassen‘ und der feste Glaube, hauptsächlich bei den ‚Alten‘, an eine Rückkehr durchziehen das Werk. Erinnerungen an Verwandte, Großeltern, an die Zeit, als ‚wir alle Österreicher‘ waren, an Landschaften, Dörfer und Personen werden wachgerufen, wenn man bei offiziellen Versammlungen oder im privaten Kreis beisammen sitzt. Besonders berührend sind jene Passagen, wenn ‚Anna von heute‘ sich ‚Anna von damals‘ nähert und mit ihr gewissermaßen Zwiesprache hält. Es kommen dabei die innersten Wünsche, Ängste und viel Verzweiflung zutage, aber auch Hoffnungen und Zuversicht ungeachtet der Schwierigkeiten des Alltags.

Das Buch endet im Jahr des Ungarnaufstandes, als eine neue Flüchtlingswelle über Österreich hereinbricht. Wiederum fliehen Menschen vor kriegerischen Ereignissen, wie seinerzeit, als man aus Ostpreußen, Polen und der Tschechoslowakei vor dem russischen Militär geflüchtet ist oder aus der angestammten Heimat vertrieben wurde. Auf Seite 436 ist der Titel zu diesem grandiosen Buch zu finden. Angesichts des neuerlichen Elends lässt die Autorin Annas Mutter wie folgt resignieren: ‚Ein Regen von Tränen ist auf die Erde gefallen, aber er hat keine Wirkung gehabt. Früchte, wie sie hätten wachsen müssen, solche Früchte sehe ich nicht.‘

Ein Buch wie ein grollender Donner, wenn man die Flüchtlingsituation des Jahres 2020 genauer betrachtet. Ein Buch, das niemanden kaltlassen kann und zu dessen tieferen Verständnis die Inhaltskenntnis der zwei eingangs erwähnten Vorgänger-bände hilfreich sein könnte. Ein großes Buch einer großen Schriftstellerin.

Michael Stradal

Sascha Wittmann

Alles Alltag

Erzählungen

Septime Verlag, Wien 2020, 216 Seiten

ISBN 978-3-902711-17-5

Alles Alltag – der Titel des Buches in der Auslage lockt ganz sicher nicht mit Spannung, Dramatik und Unterhaltung, dachte ich und wollte schon weitergehen, doch dann dachte ich daran, was Alltag eigentlich ist. Der Alltag ist die

Bühne, auf der wir mehr oder weniger gut unser tägliches Stück spielen, in dem es um Zwänge, Anpassen und nicht zuletzt auch ums Überleben geht, eingefasst in ein Gespinnst von Abhängigkeiten, das für viele immer dichter und bedrängender wird. Das für viele sich ständig verändernd, täglich oft nur in Nuancen zunehmend schwieriger wird, von Tag zu Tag, Alltag eben, bis er einem die Kehle zuschnürt und Tränen steigen läßt.

Er ist die Messlatte, an welcher sich die Menschen Tag für Tag bewerten lassen und die sie bewältigen müssen. Immer und immer wieder. Ist der eine Tag vorbei, so folgt der nächste. Und die Hürden wachsen. So unerbittlich, dass aus den sich unmerkbar steigernden alltäglichen Anforderungen Handlungen erwachsen, welche erst durch das Betrachten der Situation verstanden werden können.

Wie etwa Anna, die ihre alte Mutter pflegt, mit allen Belastungen, die solches mit sich bringt. Und mit dem Älterwerden der Mutter steigt die Belastung für Anna, immer mehr, sie stellt ihr Leben komplett um, bis sie es nicht mehr aushält und

... oder die kleine Emily, deren Eltern ebenfalls Alltagsprobleme haben, solange, bis die Oma nicht erklären möchte, warum Mama und Papa

... oder die Geschichte der kleinen Anuschka, die bei der Oma zurückbleibt, da ihrer Mutter nichts anderes übrigbleibt als sich zu

Auf leisen, sachten Samtpfoten kommen diese Geschichten daher, ganz sanft, wie der Alltag, in dem man sich auskennt, und doch nicht ganz genau weiß, wie sich der nächste entwickeln wird. Durch die unpräzise Sprache, den klaren Verlauf der Handlungen dieser Geschichten wird Schritt für Schritt der emotionale Abgrund der Figuren entblößt, werden die Auswege aus den untragbar gewordenen Situationen verständlich – wenn auch nicht immer im Sinne des Gesetzes.

Mit diesen Geschichten, die einem mitunter den Atem rauben, seziert Sascha Wittmann meisterhaft den gesellschaftspolitisch gewollten Mummenschanz, den wir alle alltäglich aufführen.

In diesen Geschichten findet sich wohl so mancher selbst – ein gelungener Spiegel unserer ach so humanen Gesellschaft.

Leopold Hnidek

Erratum

In der Ausgabe „Literarisches Österreich 2020/1“ kam es leider zu einem Fehler. Der Nachruf zu Prof. Dr. Peter Maria Schuster von Elisabeth Schawerda wurde fälschlicherweise nur zur Hälfte gedruckt. Wir entschuldigen uns für diesen Fehler und drucken nun den vollständigen Nachruf in dieser Ausgabe.

Nachruf

Prof. Dr. Peter Maria Schuster, Physiker und Poet

26. Oktober 1939 – 26. Dezember 2019

„Man wollte mir raten, nicht beides zu sein, aber ich wollte nicht auf einen Teil der Wirklichkeit verzichten“. (Aus dem Essay „Physik und Poesie“ in der Sammlung „Und was geschieht mit dem Licht?“ Living Edition 2006).

Am 26. Dezember ist unser Mitglied Dr. Peter M. Schuster im 81. Lebensjahr verstorben. Er hatte aufgrund einer Kehlkopfkrebserkrankung eine leise Stimme. Aber das tat dem tiefen Eindruck keinen Abbruch, mit dem sich die Intensität seines wissenschaftlichen und literarischen Potentials und seine liebenswürdige Persönlichkeit unmittelbar mitteilten.

Sein Lebensweg führte ihn nach seinem Doktorat in Physik zuerst in die Industrie, zu Zeiss in Deutschland. Dann baute er ein eigenes Unternehmen auf und gründete in Wien den Industriebetrieb „AOL-Dr. Schuster – Analytik, Optik, Lasertechnik“. Nach seiner Erkrankung widmete er sich einem bisher vernachlässigten Gebiet der Physik, nämlich ihrer Geschichte und der Erforschung der österreichischen Physiker: Christian Doppler, Josef Loschmidt, Ernst Mach, Josef Stefan, Ludwig Boltzmann und Victor Hess. Diesen Persönlichkeiten galt auch sein literarisches Schaffen in Form von Romanen, Monographien Essays und Lyrik.

In Pöllauerg, wo Schuster zuhause war, errichtete er 2010 das 1. Europäische Zentrum für Physikgeschichte *Echophysics*: Er wurde Leiter der Gruppe „History of Physics“ der europäischen physikalischen Gesellschaft und gründete die Tagungsreihe „International Conference on the History of Physics“. Er erhielt für seine Leistungen u.a. das Goldene Verdienstkreuz des Landes Salzburg, der Heimat Christian Dopplers, und das Große Ehrenzeichen des Landes Steiermark. Seine Leistungen wurden international gewürdigt und ausgezeichnet.

Er war ein Mensch von großer Arbeitsintensität, ein Physiker mit dem Temperament eines Künstlers.

Und was geschah mit der Poesie? Schuster verurteilte die Kluft zwischen den Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften, zwischen den Literaten und den Physikern. Weil „auch die Sprache der Physik, so wie gute Dichtung, immer eine erkundende Sprache ist“ (Aus „Und was geschah mit dem Licht?“) er hat vom Anfang an das Gemeinsame von Physik und Poesie zu entdecken versucht. Die Poeten seien aufgerufen, dem Kosmos der Physik seine Seele wiederzugeben. Poesie und Physik vereint sah er als sich ergänzende Sichtweisen und Antworten auf die Sinnfrage.

Darauf beruht sein literarisches Schaffen. Seine Poeme „Schöpfungswoche Tag eins“ (Christian Doppler zur Huldigung), „Schöpfungswoche Tag zwei“ (Josef Löschmidt zur Huldigung), „Schöpfungswoche Tag drei“ (Josef Stefan zur Huldigung) beginnen mit einer physikalischen Formel, dem äußersten Konzentrat, und sie bewegen sich rückwärts, dem Werden dieser Formel, ihrem Ursprung im Leben, dem Alltag, der sinnlichen Erscheinung entgegen. Die Gedichte zeigen das innere Leben, das in den Menschen lebendig war, die diese Formeln gefunden haben. Schusters Sprache ist lyrisch und sehr dynamisch.

Seine Werkliste ist lang. Wir verdanken ihm auch, dass er unseren Blick auf die weltberühmten österreichischen Physiker gelenkt hat, deren Schaffen für zukünftige Generationen von großer Bedeutung war und ist. Die literarische Darstellung dieser Persönlichkeiten und seine Verdienste um die europäische Physikgeschichte sichern seinem Werk bleibende Bedeutung.

Elisabeth Schawerda

Impressum

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes
ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,
Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: office@oesv.or.at, Web: www.oesv.or.at

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Marianne Gruber

Redaktion dieser Ausgabe: Mag. Ewald Baringer, Prof. Marianne Gruber,
Dr. Max Haberich, Dr. Martin Stankowski,
Assistentin: Katharina Ahlfeld, BA BA

Layout und Druck: Werbeagentur Dr. Peter Gruber, 1020 Wien

Diese Ausgabe des Literarischen Österreich wurde klimaneutral gedruckt.

WIEN 
KULTUR 

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH